

# AURORA

Ein romantischer Almanach

10

Jahresgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung  
Begründet von Karl Freiherrn von Eichendorff

Herausgegeben von Karl Sczodrok

in Zusammenarbeit mit

Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Bonn

Prof. Franz Ranegger, Wien, Dr. Wolfg. Baumgart,

Breslau

und Willibald Köhler, Neisse

Schlesien-Verlag Breslau-Oppeln

1 9 4 1

Genehmigter Neudruck  
jal-reprint · würzburg

[Abb. vor Titelei: Carl Blechen, *Schlucht bei Amalfi*, 1831. Berlin, Nationalgalerie]

Aurora – Ein romantischer Almanach. Bd. 10. Jahrgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung.  
 Begründet von Karl Freiherrn von Eichendorff. Herausgegeben von Karl Schodrok in Zusammenarbeit  
 mit Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Bonn, Prof. Franz Ranegger, Wien, Dr. Wolfg.  
 Baumgart, Breslau, und Willibald Köhler, Neisse. Breslau- Oppeln 1941.

Eichendorffsprüche unserer Zeit.....	5
Willibald Köhler, <i>Eichendorff in vier Werken des neueren deutschen Schrifttums</i> .....	6
Willibald Köhler, <i>Lubowitz in deutscher Wirklichkeit</i> .....	12
Heinz Hallermann, <i>Die neue Eichendorff-Gedenkstätte in Lubowitz</i> .....	16
Gerhard Kuckhoff, <i>Eichendorff</i> .....	20
Wolfgang Baumgart, <i>Goethe und Eichendorff</i> .....	21
Adolf Dyroff, <i>Zur Frage Eichendorff – Loeben</i> .....	34
Adolf Dyroff, <i>Zur Frage der Würdigung Eichendorffs</i> .....	36
Carl Lange, <i>Joseph von Eichendorff</i> .....	38
Ewald Reinhard, <i>Joseph von Eichendorff und Westfalen</i> .....	39
Karl Willi Moser, <i>Ludwig von Besserer-Dahlfingen</i> .....	43
Alfons Hayduk, <i>Eichendorff in Berlin</i> .....	53
Karl Otto Frey, <i>Eichendorff-Sommerabend in Heidelberg</i> .....	56
Karl Willi Moser, <i>Jahresbericht des deutschen Eichendorff-Museums 1940</i> .....	57
Karl Schodrok, <i>Zur Weihe der Eichendorff-Gedenkstätte in Lubowitz</i> .....	59
Rudolf Freiherr von Eichendorff – Fritz Koschinski, <i>Musik im Schloß – Eichendorffs</i> <i>„Freier“ – Die Nachkommen des Försters Josef Schöpp – Die Faksimilemappe Lubowitz</i> <i>– Ein Puppenspiel Eichendorffs –Walter Timms Eichendorffbüste</i> .....	61–63
Abbildungen und Faksimiles	
Carl Blechen, <i>Schlucht bei Amalfi</i> , 1831. Berlin, Nationalgalerie.....	vor Titelei
Eichendorffbüste von Leopold Hohl, Wien.....	nach S. 16
Eichendorff-Gedenkstätte Lubowitz Schloß Lubowitz, Gartenseite Innenraum	
Eichendorff-Gedenkstätte Lubowitz.....	nach S. 32
Die Höhe von Lubowitz Der Eichendorff-Gedenkstein auf dem alten Friedhof	
Eichendorffbüste von Walter Timm, Neisse	

## Eichendorff-Sprüche für unsere Zeit

Es soll im Kampf der rechte Schmerz sich adeln,  
Den deutschen Ruhm aus der Verwüstung heben,  
Das will der alte Gott von seinen Söhnen!

\*

Wer in der Not nichts mag, als Lauten rühren,  
Des Hand dereinst wächst mahndend aus dem Grabe.

\*

Doch unaufhaltsam rucken die Gewichte,  
Von selbst die Glocken von den Türmen schlagen,  
Der alte Zeiger, ohne euch zu fragen,  
Weist flammend auf die Stunde der Gerichte.

\*

Es fällt das Heil vom Himmel nicht, es will erobert sein.

\*

Was schmückt den Helden als das Hochgefühl,  
sich aufzuopfern fürs gemeine Wohl.

\*

Wer mit dem Schwert ins Buch der Welt  
Gesetze schreibt, der fragt nicht, ob ein Blatt  
Ihm an der Degenspitze hängen bleibt.

\*

Wo ein Begeisterter steht, ist der Gipfel der Welt!

### Deutschlands künftiger Retter

Kein Zauberwort kann mehr den Ausspruch mildern,  
Das sündengraue Alte ist gerichtet,  
Da Gott nun selbst die Weltgeschichte dichtet  
Und auf den Höhen zürnend Engel schildern.

## Eichendorff in vier Werken des neueren deutschen Schrifttums

Von Willibald Köhler

Seitdem vor 83 Jahren der wanderselige Sänger in „jenes unentdeckte Land hinüberging, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt,“ ist seines Liedes wie seines Namens Klang stetig angewachsen. Keiner der Namhaften seither ging an ihm vorüber, ohne ihn brüderlich ehrfurchtsvoll zu begrüßen.

Wilhelm Schäfer pries in seinen Büchern der deutschen Seele als deren kindliche Heimat die frohmütigen Lieder des jungen Eichendorff. Arno Holz stellt in seiner „*Blebschmiede*“ Eichendorff als den deutschesten Dichter neben den deutschesten Maler, Ludwig Richter. Und Rainer Schlösser baute ihm in seiner Rede über das einfältige Herz die Ehrenpforte, durch die er zu den Unsterblichen des Dritten Reiches einging.

In vier Werken des neueren Schrifttums nun steigt aus deutscher Landschaft die Erinnerung an ihn mit bezwingender, seelenerregender Gewalt auf. –

Paul Fechters Roman „*Die Gärten des Lebens*“<sup>1</sup> hat Eichendorffschen Klang und Zauber, denn er ist wie Eichendorffs Dichtungen aus dem Erlebnis der Landschaft geboren. Er ist ein alle deutschen Landschaften liebend umfassendes Werk.

Ein aus Elbing stammender junger Mensch, Ludwig Drews, erlebt (zunächst) den Rhein. Die Seele dieser Landschaft erschließt sich ihm im Anblick eines schönen Sonnenunterganges, sie wird ihm an der Seite Maria Frieses zum Garten des Lebens durch die Erinnerung an Eichendorffs unvergeßliche Zeilen:

„Die Höh'n und Wälder schon steigen  
Immer tiefer ins Abendgold.“ –

Ludwig blieb stehen, suchte am Weg eine trockene, grasbewachsene Stelle und setzte den Koffer dort vorsichtig hin.

„Hat das nicht schon den Weg gelohnt?“ fragte er, mit der Rechten in das weite Land auf Niedrich und Rauenthal und Wiesbaden zu hinweisend.

Sie hatten die Sonne, die schon weit abseits der Binger und Rüdesheimer Berge stand, fast im Rücken. Vor ihnen lag der schwingende Hang des Gebirges, sich zum Strom senkend, der noch da und dort blaß aufblinkte; fern schwebte die Dunstwolke von Mainz

---

<sup>1</sup> Paul Fechter. *Die Gärten des Lebens*. S. 31–32.

über seinem Lauf. Wie eine flache Schale wölbte sich breit das jenseitige Ufer herauf mit dem Donersberg und den Höhen um Ingelheim. Es war ganz still, von weitem knarrte ein langsamer Wagen; aus dem Weinberg unter ihnen, wo ein paar Männer mit Vitriolkesseln auf dem Rücken zwischen den Weinstöcken einhergingen und spritzten, kam dann und wann Sprechen und Lachen, und über allem war, wenn sie erst durch die Stille hindurchgehört hatten, ein hohes Singen von fernen Vögeln.

Das junge Mädchen hatte sich, nachdem sie vorsichtig den Boden auf seine Beschaffenheit untersucht hatte, neben Ludwig niedergelassen. Er saß vorgebeugt, die Hände zwischen den Knien und starrte wie suchend mit zusammengezogenen Brauen in das reiche, strahlende Land zu seinen Füßen. Als von einer fernen Kirche abendliches Läuten kam, hob er sein bartloses, jetzt ganz knabenhaft junges Gesicht und sagte halb für sich: „Die Höhen und Wälder schon steigen immer tiefer ins Abendgold...“. Das Mädchen schwieg ein Weilchen, dann fragte es, wie das weitergehe.

Ludwig wanderte mit seinen Blicken die schweigende Waldlinie entlang, die auf Wiesbaden zu die Landschaft begrenzte, und sagte die Verse weiter vor sich hin – und auf einmal sah er statt des Rheingaus die abendlichen Hänge des Landes am Haff vor sich, über Suckase und Panklau, wie sie einsam in ihrer Verlassenheit immer größer werdend, unter dem Schweigen des Abends verblaßten, wenn die Sonne drüben hinter der Nehrung in der See versank. Es war nur ein Augenblick, dann waren da wieder Rheingau und Taunus und Weinberge und ferner Strom. Aber es war, als ob aus seiner Seele nicht nur eine Erinnerung aufstieg, sondern etwas wie die bleibende Form, die er, ohne es zu ahnen, für alle Landschaft von seinen jungen Jahren und ihrer Welt der Wälder und der Höhen mitbekommen hatte.

„Schön ist das“, klang eine Stimme neben ihm.

Er sah erstaunt auf: „Was ist schön?“ – „Das Gedicht. Von wem ist das?“

Ludwig Drews nannte, obwohl er einen Widerstand in sich spürte, den Namen; da nickte sie: „So klingt es.“ „Kennen sie ihn denn?“ fragte er mehr aufrichtig als höflich. Sie lachte und berichtete, daß der Vater ihr früh schon den „*Taugenichts*“ in die Hand gedrückt hätte. Sie kenne auch viele Gedichte, bloß dies sei ihr entgangen. –

In die schlesische Oderlandschaft versetzt uns der Roman „*Der wunderbare Sommer*“ von Arnold Ulitz.<sup>2</sup>

Johannes Anthau, ein Maler, hat Weib und Kind verlassen. Das Erlebnis eines wunderbaren Sommers an dem heimatlichen Strom führen ihn zu Frau und Kind zu-

---

<sup>2</sup> Arnold Ulitz. *Der wunderbare Sommer*. S. 383–390.

rück. Die Erinnerung an Eichendorff hat an dem Wandel seiner Gesinnung wesentlichen Anteil. –

„Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von mir...“

Johannes war unmäßig gerührt. Warum spielen die Narren ein so seligtrauriges Soldatenlied? Und er war nun selber wie einer, der nach langem Fernsein Deutschland wiedersieht, aber in Wirklichkeit ging es um eine Fahrt vom Städtchen Wolkau an der Oder bis zum Dorf Lense an der Oder, und zu Fuß hätte man nicht mehr als zwei Stunden gebraucht.

Die Passagiere waren schon gut zu erkennen. Neben dem Glockenläuter stand ein sehr dicker Herr, der ununterbrochen mit dem Strohhut winkte, und konnte nichts anderes als ein Vereinsvorsitzender sein. An seiner Seite stand regungslos eine hagere, säuerliche Dame, die zum Winken zu vornehm war und schon im voraus wußte, sie werde den ganzen Tag nur immer etwas zu tadeln finden, und ihren Mann nicht begriff, der sich so feurig ins Zeug legte, obwohl es ihm gewißlich niemand danke. Aber hinter den beiden standen Hunderte: helle, strahlende, duftende, zarte, grelle, weiße, gelbe, rote, hellgrüne und gelbümte Mädchen und Frauen zwischen den dunkleren Männern. In der Mitte des Gewimmels flirtete es zuweilen wie von goldenen Scherben und Splittern, das waren die Trompeten der Kapelle, auf denen die Sonne ausgelassen herumsprang...

Die ersten Butterbrotspapier schneiten unter die Tische, die ersten Eierschalen besplitterten Erde und Gras. Die Musiker, die sich mit Kaffee und Schnaps gewärmt hatten, bauten sich unter den Bäumen auf und spielten abwechselnd. Sie bliesen jammervoll, es waren gewiß keine Berufsmusikanten, sondern opferbereite Vereinsmitglieder mit einer heiligen, verwegenen Liebe zur Musik, aber noch ihre tollsten Fehler fand Johannes schön.

„Wer hat dich, du schöner Wald...“

Manche Männer sangen dröhnend mit und machten angestrengte und feierliche Gesichter, ja, einige stellten sich, mit dem Bierglas in der Hand, neben die Musiker und sangen sämtliche Strophen, bis sie am Ende verdienstermaßen wie die Wüstenwanderer tranken.

„Das ist doch von Eichendorff?“ dachte Johannes unruhig, als müsse er sogleich etwas Verlorenes suchen, und plötzlich entsann er sich eines der Gedichte Eichendorffs auf den Tod seines Kindes. Die Worte kehrten nicht auf einmal und nicht unverstümmelt in seine Erinnerung zurück, und das Entsinnen blieb fast bis zuletzt ein ängstliches Suchen und Tasten. Zuerst wußte er nur:

„Von fern die Uhren schlagen,  
es ist schon tiefe Nacht...“

Er lachte gereizt: „tiefe Nacht! Sonntag vormittags um viertelzehn!“  
Aber da war mit einem Male eine volle Strophe da:

„Wir armen, armen Toren,  
wir irren ja im Graus  
des Dunkels noch verloren –  
du fandst dich längst nach Haus!“

Er stand erschüttert auf, und da das Fenster niedrig war, erlosch ihm mit einem Male unten das frohe Geleucht, und auch das Getöse war gedämpft.

„Nicht! Nicht!“ betete er in die Ferne, zur Frau und zum kleinen Jungen hin, die er wiedererringen wollte, „ihr müßt mir leben bleiben!“

Der dritte Dampfer landete, und zehn Minuten später machte seine Kapelle schon Tanzmusik im Saal. Das ganze Haus stampfte, sauste, bebte, da hatte Johannes doch Sehnsucht nach dem Wald, und er lagerte an einer Stelle, wo maßvolle Sonne zwischen den Wipfeln herabrann. In der Ferne war die Musik, ob von einer Kapelle oder zweien oder allen dreien zugleich, das unterschied er hier nicht, und die Mißtöne verloren bis in seine Einsamkeit ihre Tücke.

„Wer Kinder hat, muß alles erwarten, Furchtbares und Holdes, Erniedrigung und Stolz! Wer Kinder hat, gehört zu ihnen, das ist ganz einfach. Thomas wird nicht immer leichte, weiche Füßchen haben, es wird nicht immer angehen, daß er auch nur wie auf einem Gebirge herumspaziert, er wird nicht immer einfältig und süß, sondern niederträchtig und böse sein, aber meines Blutes wird er sein bis in den Tod!“ Das dachte er und sprach es leise vor sich hin und fürchtete sich nicht. Seifenblasenmachen, Schiffchenfahrenlassen, Eisenbahnspielen ist nicht alles, ich weiß, ich weiß! Es kann auch geschehen, daß ich dich Unrecht tun sehe, mein Junge, und ich werde traurig sein, aber dann will ich forschen, ob dein Unrecht nicht aus meinem Bösen wuchs, und lieben will ich dich bis in den Tod! Es war eine abgebrauchte Formel, „bis in den Tod!“, aber sie tat ihren Dienst, er fühlte genau, was sie besagte: „Bis in den Tod.“

Lang ausgestreckt lag er da und dachte: „So könnten wir, wenn alles wieder gut wäre, zu dreien liegen. Mein Arm unter Leonores Kopf, lieber noch die Jacke auf den Arm, sonst wär's ihr vielleicht zu hart! Und der Junge, ach...“ –

Den reinsten und köstlichsten Dichter des schlesischen Herzens nennt Leonhard Hora Eichendorff in seinem „*Dreiklang der Heimat*“.

Wir stehen am grauen Brunnenbecken des Gabeljürgen und sinnen:

„Wehrhaft ist die Waffe dieses alten Breslauer Schutzheiligen, zu dessen Füßen der kühne Plan zur Vernichtung des korsischen Deutschenhassers reif wurde. Kraftvoll und kämpferisch steht der Gabeljürge auf seinem Sockel, sein Dreizack aber ist wie ein mahnender Wegweiser empor zu den leuchtenden Gestirnen gerichtet. Zu jenen ewigen Sternen, die in den unvergänglichen Liedern Eichendorffs zaubrisch funkeln und blitzen. Und es will uns scheinen, als könnte jener Dreizack uns noch mehr verraten von den Geheimnissen unserer wunderbaren Heimat.

Drei Gaben wurden unserem Lande verliehen:

Weite leuchtende Ebene –

Ragende funkelnde Höhe –

Schweigsame dunkle Tiefe –

Das ist der allgegenwärtige Dreiklang der schlesischen Heimat! Hier sich trotzig emporreckend, dort sich in unergründliche Tiefen versenkend und schließlich ausklingend in die mächtige Weite des großen deutschen Landes – das ist Schlesierland, dessen Sinn sich in jedem schlesischen Menschen darstellt und verkörpert; denn aus der begnadeten Dreigestalt des schlesischen Landes wächst der Mensch heraus und vollendet sich nach unantastbarem Gesetze. – – – – –

Den Klang der Weite vernimmt Leonhard Hora in der schlesischen Ebene, den der Höhe im Riesengebirge; den der Tiefe schließlich im eisernen Takte der oberschlesischen Arbeitssinfonie. Von Zeche zu Zeche, von Grube zu Grube, von Halde zu Halde klingt der alte heilige Bergmannsgruß „Glückauf“, schwingt sich über Felder und Hügel, über tiefgeduckte Schrotzholzkirchen und dunkle Grundwasserteiche und vereint sich mit dem ewigen Rauschen der hochstämmigen oberschlesischen Kiefernwälder. Dort ist das hügelige, mondlichtbeglänzte Märchenreich Eichendorffs, der uns mit seinen bezaubernden Liedern und herzerschütternden Versen liebevoll zurückgeleitet – zurück in die leuchtende Weite – emporweisend zu funkelnden Höhen!

Ist es nicht wie ein unbegreifliches Wunder, daß das traumversponnene, märchenselige Vermächtnis Eichendorffs inmitten unserer gewaltig einerschreitenden, stählern klingenden Zeit sich eine so starke und unbestrittene Geltung bewahren konnte? Welch magische Urkraft muß dem Werke Eichendorffs entströmen, wenn wir uns immer wieder von den allmächtigen Zauberworten dieses Dichters gebannt und hingerissen fühlen! Ohne Eichendorff wäre Schlesien um ein wunderbares Gottesgeschenk ärmer. Kraftentfaltung von noch so gigantischen Ausmaßen wäre trostloser Leerlauf ohne die Glut der Seele, die unser Tagewerk durchströmt und befruchtet. Die Gewalt der äußeren

Errungenschaften des Lebens würde uns erdrücken, wenn die innere Spannkraft der Seele nicht wäre, die uns in schwersten Stunden des Daseins immer wieder neuen Auftrieb gibt. Weil der Schlesier infolge seiner dreigestaltigen Wesenheit diese unerschütterliche Wahrheit als Erbgut in seinem Blute trägt, liebt er Eichendorff und weiß um die unvergängliche Seelenkraft dieses schlesischen Dichters.

Leise zwar und wie aus wunderbaren Fernen zu uns herüberschwingend, tönt das golden funkelnde Lied Eichendorffs: verschwebend wie weicher Glockenklang über den harten Werkklauten donnernder Tage und hämmernder Nächte. Jenes wundersame Wort dieses Dichters aber ist ein heimliches Gebet des notbedrängten schlesischen Menschen zu seinem Schöpfer. In jedem Gedichte Eichendorffs lebt die unergründliche Welt des heimatischen Dreiklangs:

„Weite – Tiefe – Höhe –“

Will-Erich Peuckert widmet Eichendorff in seinem neuen Buche *„Schwarzer Adler unterm Silbermond“* ein besonderes Kapitel. Das beginnt so:

„Es scheint uns wild, was hier geträumt ward, – Eichendorff träumt blasser; aber der Eichendorffsche war wohl doch der größere Traum. Der größere Traum und sicherlich der schlesischere von den beiden.

Er hat nicht anders als die Heidelberger Romantiker angefangen; – da lebt es noch von Feen und weißen Frauen in den Liedern, von Nixen im Grund und von der bösen Hexe Lorelei. Dann aber, da sinkt das ab, da wird er ganz und gar er selbst, da ist sein Sehnen und sein Traum ‚Waldseligkeit‘.

Ich wollt im Walde dichten  
ein Heldenlied voll Pracht,  
verwickelte Geschichten,  
recht sinnreich ausgedacht.  
Da rauschten Bäume, sprangen  
vom Fels die Bäche drein,  
und tausend Stimmen klangen  
verwirrend aus und ein.  
Und manches Jauchzen schallen  
ließ ich aus frischer Brust,  
doch aus den Helden allen  
ward nichts vor tiefer Lust.

Was ist in diesem Land, das nicht Eichendorff wäre?“

## Lubowitz in deutscher Wirklichkeit

Von Willibald Köhler

Es war im September des Jahres 1937 während der deutschen Kulturwoche auf der letzten Pariser Weltausstellung. Heinrich Schlusnus hatte das Lied „*Wer in die Fremde will wandern*“ mit dem jeden Deutschen beseligenden Jubelrufe „Grüß Dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“ beendet. Da erbrauste das festliche Haus, das ihm ergriffen gelauscht hatte, von stürmischem Beifall.

Es hätte kein treffender, innigerer Ausdruck für deutsches Wesen gefunden werden können, als dieses deutscheste Lied des Dichters, der mit dem Ehrennamen des deutschesten Dichters ausgezeichnet worden ist. Hier war das Zauberwort getroffen, auf das hin die deutsche Welt geheimnisvoll zu singen anhebt. Und der es, solchen Herzenszaubers kundig, aussprach, der lebt im Herzen und im Munde des deutschen Volkes fort, der ist nicht tot, ob er auch nun schon 83 Jahre zu Neisse in Schlesien in heiliger deutscher Erde ruht; der ist, nach menschlichen Maßen gemessen, unsterblich zu nennen.

Joseph von Eichendorff starb am 26. November 1857. Man sagt, daß vor dem Auge Sterbender oft ihr ganzes Leben in seltsam erleuchteter Schau vorüberzieht. Daß auch Eichendorff in den letzten Stunden seines Lebens im Geiste in sein Leben zurückwanderte, ist uns bezeugt. Die Umstehenden erfuhren es aus den Namen der Orte, die er in seinen Fieberphantasien nannte: Berlin, Wien, Dresden, Königsberg, Danzig, Heidelberg, Halle, Hamburg, Breslau, Ratibor. Da war vor ihm das ganze geliebte große Deutschland beisammen, das er, zu stolzer Größe geeint, zu erträumen und zu ersehnen während seines ganzen Lebens nie müde wurde, das er sich zur größeren Heimat seines Herzens erwählt hatte, nachdem die kleinere ihm verloren gegangen war. Am Ende seiner Reise im Geiste aber stand das Bild seines Jugendparadieses, die Stätte seiner Geburt, die er mit dem Rufe unendlichen Entzückens begrüßte: Lubowitz! Lubowitz und das Reich waren eins in seltsamer Verwandlung. Das war kein bloßes Bild der Sehnsucht mehr, kein bloßer Traum, das war ein Gesicht über viele Jahrzehnte hinweg in die Zukunft, das war eine leuchtende Vision! –

Auch wir wollen heute, wo wir auch wirklich im großen Deutschland sein mögen, dankbar die Wanderschaft im Geiste nach Lubowitz antreten, wo Joseph von Eichendorff am 10. März 1788 geboren wurde. Wolkenlos und unbeschattet war dank des gütigsten

der Väter das Glück seiner Jugend. Aus den hohen Bäumen des Hasengartens, der sich am Steilabhang des Schloßgeländes zur Oder herunterzog, sah der Knabe über den jungen Strom und die Stadt Ratibor hinweg nach Süden, wo am Rande der Welt die blauen Berge standen. Es war nicht nur sein Lieblingsblick, auch sein Sehnsuchtsblick war es; der Blick seiner Sehnsucht nicht nur nach der schönen fremden Ferne, der Blick seiner Sehnsucht auch nach dem größeren geeinten Deutschland, denn diese fernen blauen Berge standen ja in Österreich, der Fels mit dem Schlosse aber in Preußen. –

Am Anfang seiner unvollendeten Novelle „*Unstern*“ beschwört der etwa fünfzigjährige Dichter das Jugendparadies, in den Nebeln eines frühen Morgens dampfend, traumhaft vor unseren magisch gebannten Blick. Im Lichte des reifen Tages stehend, schaut er mit lächelnder Überlegenheit auf seine eigene Geburt auf dem Schlosse in einer kalten, klaren Winternacht zurück. „Jetzt knirschten auf einmal Fußtritte draußen über den verschneiten Hof, eine verummte Gestalt schlich vorsichtig dicht an den Mauern dem Hinterpförtchen zu. Der alte Daniel war es, er begab sich eilig zu dem dunklen Häuflein im Garten. Dort hatten sich nämlich Koch, Jäger und der Organist mit Trompeten und Pauken versammelt, um mich, sobald ich das Licht der Welt erblickte, feierlich anzublasen. Daneben standen einige geladene Böller, womit der alte Daniel den Takt dazu schlagen wollte. Die Hebamme sollte mit einem weißen Tuch aus einem der Fenster das Signal geben. Aber die hatte jetzt andere Dinge im Kopf, sie war eine resolute Frau und mit den Mägden soeben in großen Zank geraten; in der Wut warf sie eine Windel, die ihr zu schlecht dünkte, ohne weiteres zum Fenster hinaus. Das schimmerte durch die Nacht, – da löste Daniel unverzüglich den ersten Böller, der Organist mit dem Tusch gleich hinterdrein, darüber aber erschrak meine Mutter dergestalt, daß sie plötzlich in Ohnmacht fiel. Draußen donnerte unaufhaltsam Böller auf Böller, die Trompeten schmetterten, die Schloßuhr schlug ganz verwirrt zwölf dazwischen – alles umsonst; die Riechfläschchen für meine Mutter waren nicht so schnell herbeigeschafft, die Constellation trotz der trefflichen Aspecten, war verpaßt, ich wurde gerade um anderthalb Minuten zu spät geboren.“ Und so kam der Dichter zu allem Glück in seinem Leben auch stets um anderthalb Minuten zu spät. – Über dem Schlosse ging der Unstern auf, als nach der Niederlage von Jena und Auerstädt sich die Nacht über Preußen senkte. Es stockte die gerade ein liebliches Menuett spielende Flötenuhr auf dem Kaminsims, als Napoleon, der Eroberer, mit eisernem Knöchel an die Pforte des Lubowitzer Waldverließes anklopfte. Und der junge Dichter, der sich gerade auf der Jagd befand, als die Kanonenschläge von der kleinen, tapferen schlesischen Festung Cosel dumpf herübertönten, schrieb an diesem Abend in sein Tagebuch: „Unter dieser männ-

lich starken Donnerwolke kam mir unsere Jagd heut bis zur Bangigkeit klein, unnatürlich und dumm vor.“

Daß er mit seiner Bangigkeit recht gefühlt hatte, das zeigten die folgenden Jahre zunehmender Verelendung. Bald machte die allgemeine Not, daß es in dem unter der unbarmherzigen Faust des Eroberers seufzenden Lande kaum noch vornehm und gering und arm und reich gab, sondern nur noch arme Deutsche. Die Stunde des Schlosses war erfüllt, die Stunde des Volkes hatte begonnen. –

Den innigsten „Abschied“, den je ein deutscher Dichter den Tälern weit und Höhen seiner Heimat sang, durchzittert schon die bange Ahnung, daß die Trennung vor der Abreise nach Wien im Jahre 1810 sich bald in eine dauernde verwandeln wird.

„Dir gibt nicht Ruhm noch Namen,  
Was ich hier dacht und litt;  
Die Lieder, wie sie kamen,  
schwimmen im Strome mit.  
So rausche unverderblich  
und stark viel hundert Jahr!  
Der Ort bleibt doch unsterblich,  
wo einer glücklich war.“ –

Lubowitz war verloren, Lubowitz, das Schloß auf dem Fels über der Oder. Ein größeres aber, das ihm statt dessen Heimat werden sollte, galt es männlich zu erringen, das Reich und seine Freiheit, und nach dem Befreiungskampfe ihm zu dienen.

Solcher Entschluß war es, der den Dichter samt seinem Bruder Wilhelm nach Wien führte und von dort aus, wenig später als Theodor Körner, nach Breslau, um ins Lützowsche Freikorps einzutreten.

Das erstrittene befreite Deutschland freilich war nicht das erträumte und ersehnte Großdeutsche Reich. So gab der Dichter den Bruder Wilhelm dem österreichischen Bruderstaat, er selber indessen diente dem kommenden Reiche entgegen als preußischer Beamter in Breslau, Danzig, Königsberg und Berlin. War sein väterliches Haus über dem Oderstrom ihm auch nach dem Tode der Eltern verloren gegangen, dem deutschen Volke errettete er vor dem Untergang sein stolzes Haus am Weichselstrome, Marienburg. – Mit der Sehnsucht nach Lubowitz und dem Reiche im Herzen ging er im Glanze einer beglückenden Vision 1857 in die Vollendung ein. –

Aber auch Bismarcks kleindeutsches Reich ging, sie unerfüllt lassend, unter. Wer in jenen Jahren tiefster deutscher Schmach Lubowitz besuchte, dem mochte wohl, tat er's im Herbste, verwehter Jagdhornschnall wie eine irre Klage in den Ohren klingen. Ihm

mochte Lubowitz wie ein verfallenes hohes Haus auf östlichstem verlorenem Posten erscheinen. Die blauen Berge standen jetzt gar fern in feindlichem Land. Die Höhen, auf denen das elterliche Haus der Luise von Larisch, der Lebensgefährtin des Dichters, stand, waren polnisch.

Unheimlichen Glanzes voll stand der Unstern über dem Schlosse. Lubowitz, das war ein verwehter Waldhornklang, eine unerfüllte Sehnsucht, ein Traum. – –

Wenn wir heut nach Lubowitz hinwandern, welch eine Verwandlung! Fortgewischt ist die trennende Grenze, welche der Haß zwischen der Heimat des Dichters und der seiner Frau gezogen hatte Liebe „über Wipfel und Saaten in den Glanz hinein.“

Die blauen Berge fern hinter Strom und Stadt wie auch das Schloß stehen vereint mitten im Großdeutschen Reich. Untergegangen ist der Unstern im Glanz des neuen deutschen Tages. Dem Reiche wie dem Schlosse ist der Retter erschienen, den der Dichter erschaute, als er in seinem letzten Lebensjahre 1857 zu Neisse das prophetische Gedicht „*Deutschlands künftigem Retter*“ niederschrieb.

„Kein Zauberwort kann mehr den Ausspruch mildern,  
Das sündengraue Alte ist gerichtet,  
Da Gott nun selbst die Weltgeschichte dichtet  
Und auf den Höhen zürnend Engel schildern:  
Die Babel bricht mit ihren Götzenbildern,  
Ein junger Held, der mit dem Schwerte schlichtet,  
Daß Stein auf Stein, ein Trümmerhauf, geschichtet,  
Die Welt vergeht in schauerndem Verwildern.“ –

Des sterbenden Dichters leuchtende Vision hat sich erfüllt. Ein verewigtes Lubowitz hat der Dichter dem deutschen Volke in seinen Dichtungen und Liedern zu unverlierbarem Besitz gemacht. Dankbaren Herzens ist das deutsche Volk daran gegangen, ihm ein erneuertes Lubowitz auf deutscher Erde zu errichten. Lubowitz ist nicht länger eine verwehte Waldhornklage, nicht länger eine bloße Sehnsucht, ein Traum. Lubowitz, mitten im schweren Ringen wiedererstehend, ist eine Fanfare, die zu seiner und des errungenen Reiches Erhaltung aufruft, Lubowitz ist eine Erfüllung,

eine deutsche Wirklichkeit!

## Die neue Eichendorff-Gedenkstätte in Lubowitz

Von Heinz Hallermann

Unsere Zeit, in der aus äußerster Not eine Gesundung des Geisteslebens beginnt, gleicht in vielem der Zeit um 1800. Wenn Beweise fehlten, könnte man dies rückschließend aus der Tatsache folgern, daß wir die Kultur dieser Zeit zum Ausgangspunkt eines neuen Bauwillens gemacht haben. Der Klassizismus, ehemals als unvergleichlich und als Inbegriff aller architektonischen Vollkommenheit gepriesen, später vielfach verkannt und als nüchtern-dogmatisch verschrien, erlebt in der Gegenwart eine geistige Auferstehung. Verwandt ist er mit der Kunst unserer Tage, weil strengster Verzicht auf alles dekorative Beiwerk die entschlossene Konzentration auf das eigentliche Problem architektonischen Gestaltens gebracht hat. Es war deshalb nicht schwer, die richtige Einstellung zu der Aufgabe zu finden, den ehemaligen Festsaal des Lubowitzer Schlosses zu einer Gedenkstätte auszubauen, die dem Geiste Eichendorffs entspricht. Durch erneute Aufnahme des Klassizismus auf kritisch-intellektuellem Wege, ja befohlen durch die einmalige Persönlichkeit des Führers, hat sich unsere Zeit das geschaffen, was ihr eine folgerichtige geschichtliche Entwicklung versagt hat: eine einheitliche Bautradition.

Wer früher den Geburtsort Eichendorffs besuchte, war enttäuscht, hier kein Erinnerungsstück an Eichendorff oder seine Familie zu finden. Nur der literarische Vorgebildete kam zu einem bescheidenen Genuß, wenn er Schloß und Park betrat und die Landschaft auf sich einwirken ließ. Die breite Masse des Volkes nahm keinen Anteil.

Auf Anregung des Schulrats Schodrok wurde vor einigen Jahren ein schlichter Gedenkstein auf dem alten Friedhof in Lubowitz aufgestellt, der den Kopf Eichendorffs zeigt und an die Eltern und Geschwister erinnert, die hier begraben liegen. Der Ratiborer Bildhauer Julius Hoffmann schuf diesen Gedenkstein; alle interessierten Kreise, besonders der Landrat des Kreises Ratibor, die Stadt Ratibor und Oberlehrer Georg Hyckel als einer der bewährtesten Eichendorff-Verehrer in Ratibor, standen bei diesem schlichten Werke Pate. Schodrok selbst faßte diese Tat nur als Antrieb zu Besserem und Größerem auf. Es war dem jetzigen Landrat Dr. Hütteroth vorbehalten, Schöpfer der Idee und im eigentlichen Sinne Bauherr einer würdigen Eichendorff-Gedenkstätte in Lubowitz zu werden. Mit Zustimmung des Oberpräsidenten wurden im Juni des Jahres 1938 die Deutsche Eichen-

[Eichendorffbüste von Leopold Hohl, Wien

Schloß Lubowitz, Gartenseite / Eichendorff-Gedenkstätte Lubowitz, Innenraum]

dorff-Stiftung in Neisse und der Landrat des Kreises Ratibor Träger für den Ausbau des früheren Festsaaes im Schlosse Lubowitz zu einer Eichendorff-Gedenkstätte.

Dieser zweigeschossige Festsaal im Nebenflügel des alten, vor Jahrzehnten in einem schlechten Zeitgeschmack umgebauten Eichendorff-Schlusses diente bisher als Abstellraum für landwirtschaftliche Erzeugnisse und Geräte. Der Plan zur Wiederherstellung des Saales und zum Ausbau einer Gedenkstätte fand nach längeren Verhandlungen insofern eine Förderung des Schloß-Eigentümers, als die Herzoglich Ratiborsche Verwaltung sich zu einer pachtweisen Überlassung des Saales an die Deutsche Eichendorff-Stiftung entschloß. Die Herzoglich Ratiborsche Verwaltung versprach weiter, das Äußere des Schlosses unter Wahrung denkmalpflegerischer Gesichtspunkte instandzusetzen, um für die Eichendorff-Gedenkstätte einen würdigen Rahmen zu schaffen. Dieses Versprechen ist leider bisher nicht verwirklicht worden, doch hat die Verwaltung noch in letzter Zeit die Durchführung zugesagt.

Mit der Entwurfsbearbeitung und Ausführung der Eichendorff-Gedenkstätte wurde das von mir geleitete Staatshochbauamt in Ratibor beauftragt. Vieles Vorschläge und Verhandlungen mit Stellen, die als zuständig beteiligt werden mußten, waren notwendig, bis der Entwurf endgültige Gestalt annahm. An dieser Stelle sei auch des Leiters des Deutschen Eichendorff-Museums in Neisse, Studienrat Willibald Köhler, gedacht, der mir besonders für die Inneneinrichtung wertvolle Anregungen gab. Er und Landrat Dr. Hütteroth bildeten mit mir den engeren Kreis, dem die Verantwortung für die Arbeiten oblag. Im Dezember 1938 war man sich über die baukünstlerischen und bautechnischen Arbeiten im großen und ganzen schlüssig. Nach dem Grundsatz „In der Beschränkung zeigt sich der Meister“ muß es in diesem Falle als schöpferische Tat angesehen werden, daß man sich auf die Wiederherstellung des alten Zustandes beschränkte und sich von der stillen Größe mehr versprach als von einem prunkvoll werbenden Ausbau. Die Forderung nach Schlichtheit schloß nicht aus, daß in allen Bauteilen edelste Baustoffe wie Bronze, Majolika, Kristallglas, gewachsener Granit usw. gewählt und peinlich Ersatzstoffe vermieden wurden. Der Festsaal sollte wieder den Geist Eichendorffs ausstrahlen und die geistige Nähe des jungen Dichters fühlen lassen, nur untermalt durch wenige, aber wertvolle, der Raumgestaltung untergeordnete Erinnerungsstücke. Wie jenes Posthorn Münchhausens am heißen Ofen plötzlich die Lieder ertönen läßt, die am eisigen Tage vergeblich darauf geblasen worden sind, so versetzt dieser neue Gedenkraum den Besucher in die romantische Welt Eichendorffs, die sich plötzlich aus Bruchstücken der Schulzeit und vagen Erinnerungen zusammensetzt. Wenn am Tage durch hohe Fenster das gedämpfte Licht der Gartensonne ein-

fällt, wenn abends Wachskerzen auf Kristall-Wandleuchtern die Schatten der Vergangenheit hervorzaubern, dann fühlt man: in diesem Raum hat der junge Eichendorff festliche Zeiten seiner Jugend erlebt, in jener Strenge, die durch die Not des von Napoleon geknechteten Vaterlandes ihr Gepräge erhielt. Der Eindruck, den der Besucher vom Innenraum erhält, wird bestimmt durch die Familienbilder der Kopfseite, durch die Eichendorff-Büste an der Gartenlangseite und den Majolika-Ofen der Innenseite. Die Schautische enthalten Erstaussagen, Faksimiles, Plaketten und abgebildete Plastiken, unter denen der Kopf des Neisser Eichendorffs mit der Büste des Lubowitzer Eichendorff unten näher verglichen werden soll.

Die 3 Ölbilder, der Vater Eichendorffs, die Mutter Eichendorffs und der junge Eichendorff, wurden im Auftrage der Deutschen Eichendorff-Stiftung eigens für die Eichendorff-Gedenkstätte in Lubowitz von dem Neisser Kunstmaler Lukas Mrzyglod gemalt. Es sind Kopien nach Bildern, die im Deutschen Eichendorff-Museum in Neisse hängen.

Am 3. November 1809 trug der Dichter Josef Freiherr von Eichendorff, damals in Breslau, in sein Tagebuch ein:

„Ließ ich mich von dem nicht ganz talentlosen Maler Raabe auf der Taschenstraße (en miniature) als schwarzer Ritter mit goldener Kelle und Stickerei für Luise malen. Tabak geraucht beim Sitzen.“ Dieses Porträt ist leider nicht mehr vorhanden. Im Jahre 1910 malte Kruppa Kruppinsky nach der Miniatur von Raabe den Kopf Eichendorffs in der Größe, wie er jetzt in Lubowitz hängt. Das Bild Kruppinskys befand sich ursprünglich im Besitz des Freiherrn Karl von Eichendorff, heute hängt es im Deutschen Eichendorff-Museum.

Eichendorffs Eltern wurden 1783 von Weinhold gemalt. Die im Deutschen Eichendorff-Museum in Neisse aushängenden Bilder sind Kopien von Anton Niedermaier in München aus dem Jahre 1910. Wo sich die Originalbilder von Weinhold aus dem Jahre 1783 jetzt befinden, ist nicht bekannt. Die Eltern Eichendorffs haben 1784 geheiratet. Seine 1766 geborene Mutter Caroline war damals also 18 Jahre. Demnach wäre sie auf dem Bildnis von Weinhold erst 17 Jahre alt gewesen, was ich bezweifeln möchte.

Bei allen drei Bildern ist die lebenswahre und farbenfrohe Darstellung bestechend. Vor allem aber wirken sie in den zeitgemäßen Rahmen in der Raumarchitektur außerordentlich stimmungsvoll und feierlich.

Zur Beurteilung und Würdigung der Eichendorff-Büste des Wiener Bildhauers Hohl bedarf es einer kleinen Einleitung.

Wenn wir es als Kennzeichen der griechischen Kunst ansehen, daß sie bei Wiedergabe der Erscheinungswelt das Zufällige der Einzelercheinung von den immer wiederkehrenden Grundformen absonderte, weil es nicht würdig sei, im Bilde festgehalten zu werden, so ist die Forderung der neuen Kunst, daß im Porträt die persönlich bezeichnende Situation zu geben sei, ein bestimmter Moment des frei bewegten Lebens. Setzt also der griechische Bildhauer an Stelle des Individuellen das Typische, so betont der heutige Bildhauer gerade das Individuelle. Die Formen des Kopfes sollen nicht für sich sprechen, auch Bewegung und Gebärde sollen ausdrücken, was in der Seele vorgeht. Der Bildhauer unserer Zeit verläßt den beschreibenden Stil und geht über zum dramatischen. In diesem Sinne sind der Kopf des jungen Eichendorff von Hohl und der Kopf des alten Eichendorff von Timm aufgefaßt.

Der Eichendorffkopf des Bildhauers Hohl zeigt den jungen Eichendorff der Lubowitzer Zeit, diese Büste steht in der Eichendorff-Gedenkstätte also an richtigem Platze. Nicht minder gut ist der Gedanke, den Kopf des reifen Eichendorff von Bildhauer Timm im Sterbehaus Eichendorffs in Neisse aufzustellen. Doch soll auch die Eichendorff-Gedenkstätte in Lubowitz später von der Timmschen Plastik einen Abguß erhalten.

Beide Köpfe besitzen eine neue Energie des Ausdruckes. Die Kunst beider Bildhauer verfügt über reiche Mittel der Charakteristik. Licht- und Schattengebung, Linienführung und Massenverteilung sind in den Dienst der Charakteristik gestellt.

In der Absicht, das persönliche Wesen stark wirken zu lassen, sind bestimmte Formen besonders herausgeholt, andere zurückgedrängt. Beiden Bildhauern liegt es fern, z. B. durch Vertiefung der Augenhöhlen den Schatten zu beeinflussen oder mit graphischen Mitteln eine Kontur vorzutäuschen. Schatten und Kontur – diese beiden Mittel, durch die wir eine Plastik sehen – erscheinen da, wo die jeweils eine innere Bewegtheit umschließende Körperlichkeit sie umgeben.

Und doch sind die beiden Bildhauerarbeiten grundverschieden. Aber diese Verschiedenheit bezieht sich nicht auf die Kunst des Bildhauers, sondern, nüchtern gesagt, auf den dargestellten Gegenstand. Einig sind sich beide nur in dem Ziel, die Bewegung des Gemütes wiederzugeben.

Der Kopf des jungen Eichendorff von Hohl ist aus Bronze, und dieser Werkstoff ist gut gewählt für den Kopf eines Jünglings, der das Leben noch vor sich hat. Der Eichendorff von Hohl ist ein Vorwärtstürmer, ein Idealist, dessen Temperament sich noch in den Formen des Haares widerspiegelt. Die Backenknochen gespannt, der Mund voll Energie gekniffen, die Stirn des Denkers, die Nasenflügel in der Erregung gebläht: so wirkt Hohls Eichendorffkopf als Abbild des jungen Eichendorff in Lubowitz. Die

künstlerische Leistung Hohls wird nicht herabgesetzt, wenn ich feststelle, daß dieser Eichendorffkopf nicht dem Romantiker Eichendorff gehört, der „um anderthalb Minuten zu spät geboren ist“. Es bleibt das Recht des Künstlers, sich die Aufgabe selbst zu stellen.

Timm's Eichendorffkopf vermeidet das Ausdrucksmittel der Bronze, aber es wäre falsch zu sagen: er begnügt sich mit Ton; nein, gerade im Ton fand Timm das beste Ausdrucksmittel für den alternden Dichter. Die ruhigen klaren Augen des Timmschen Kopfes zeigen den verklärten Überwinder. Dies prägt sich außer im Auge noch aus in der Gestaltung von Mund, Haar und Backen. Timm's Eichendorff ist von einer gerechten Milde, ein Kopf, der die gleiche Sehnsucht nach der vergangenen Jugendzeit erweckt wie der innerlich erlebte Besuch im Sterbehause des Dichters. Nichts Charakteristisches aus der Jugendzeit hat dieser Kopf des etwa 40jährigen Eichendorff verloren, alles ist noch da, aber vergleichbar dem Sommer und Herbst, der die Schönheiten des verflossenen Frühlings umgeformt hat. Die Schöpfung dieser Eichendorff-Gedenkstätte ist, zumal sie im Kriege 1939/40 entstand, der beste Beweis des nationalsozialistischen Aufbauwillens, der an keiner notwendigen kulturellen Tat vorbeigeht.

## Eichendorff

In allen Wäldern schlägt dein Herz noch immer.  
Durch alle Bäche springt dein frischer Mut,  
Und an den Sternen hängt noch jetzt der Schimmer,  
Auf dem dein Auge oft entzückt geruht.

Dein Name bringt die hellen Glockentöne  
Der reinen Seelen wunderbar zum Klang,  
Und deine Lieder lösen still die schöne  
Verborgne Sehnsucht. Alles wird Gesang,

Der tiefer anrührt als das laute Treiben  
Der bunten Welt; Gesang, der leise nennt,  
Was jeden Abend Gottes Sterne schreien,  
Und was uns allen tief im Herzen brennt.

Gerhard Kuckhoff

## Goethe und Eichendorff

Von Wolfgang Baumgart

Die Wortverbindung „Goethe und Schlesien“ erscheint auf den ersten Blick als denkbar willkürliche Verkoppelung zweier denkbar weit voneinander entfernter Begriffe. Indessen zeigt sich dem genauer forschenden Betrachter eine Fülle von Fäden, die den Einzelmenschen Goethe und den geographischen, den stammesmäßigen, den literarischen und den wirtschaftlichen Raum Schlesien miteinander verknüpfen. Mittler der Bedeutung dieses Landes für Goethe waren zunächst die kulturellen, vor allem die literarischen Schöpfungen Schlesiens, darüber hinaus, von der Leipziger Studentenzeit an und bis in die letzten Lebensjahre hin die schlesischen Menschen, die in Vertretern aller Altersstufen, aller Stände und aller Berufe Goethe nahetraten, am allermeisten aber wurde es die persönliche Bekanntschaft Goethes mit diesem Lande: Rund acht Wochen, vom 31. Juli bis zum 24. September 1790, hat Goethe auf schlesischem Boden gelebt, das Gebirge, die Ebenen, die Städte besucht, Diplomaten, Offiziere, Dichter, Gelehrte, Handwerker und Bergleute kennengelernt und eine vielfache, menschliche, wissenschaftliche und künstlerische Bereicherung heimgebracht. Auf der andern Seite ist die Bedeutung Goethes für Schlesien in ihrer Breite kaum zu überblicken. An dem „unschätzbaren Guten“ (um eine Goethesche Wendung zu gebrauchen), das sein Besitz für Deutschland bedeutet, hat Schlesien wie alle andern deutschen Stämme seinen Anteil. Über dieses allgemeine Bewußtsein hinaus aber lockt es, der direkten Wirkung Goethes an einem einzelnen, herausgehobenen Punkte, auf einen stellvertretenden Schlesier nachzugehen, und so liegt es nahe, im Jahre der hundert- und fünfzigsten Wiederkehr von Goethes schlesischer Reise und zur Feier des 83. Todestages Eichendorffs<sup>1</sup> die Namen des größten deutschen und des größten schlesischen Dichters zu verknüpfen und die Beziehungen zwischen Goethe und Eichendorff in Erinnerung zu bringen.

### Begegnung

Als Goethe nach Schlesien kam, stand Eichendorff im dritten Lebensjahre. Als Eichendorff herangewachsen war, hatte Goethe den Zenith seines zeitgenössischen Ruhmes und den Höhepunkt der Verbindung mit den jüngeren Generationen der ersten Roman-

---

<sup>1</sup> Der Aufsatz gibt, beträchtlich gekürzt, einen Vortrag wieder, den ich am 24. November 1940 bei einer Feier der Deutschen Eichendorff-Stiftung in Neisse gehalten habe.

tiker bereits durchschritten, so daß Eichendorff nur in die letzten Ausläufer dieser Jenaer Jahre geriet, in denen über die Romantiker erster Generation August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel, Ludwig Tieck eine Annäherung möglich geworden wäre. Als dann Eichendorff mit seinem Roman an die Öffentlichkeit trat, war Goethe bereits in die Zurückgezogenheit entrückt, die ihn lange von den Jüngeren, auch der Verbreitung und der Lautstärke seines damaligen literarischen Ruhmes nach, trennte, bis erst von den zwanziger Jahren, den Eckermannjahren, an die Zeiten der Pilgerfahrt nach Weimar einsetzten, die auf dem Wege der meist einmaligen Audienzen, hie und da einen mehr oder weniger flüchtigen Konnex zwischen Goethe und Angehörigen der jüngeren Generationen schufen. Aber damals war Eichendorff schon in den Fesseln seines Beamtentums, dazu auf Jahre hinaus räumlich in fernste Weiten gerückt, und kam erst nach Ablauf der Königsberger Zeit (1831) wieder nach Berlin und Goethen auch wenigsten räumlich näher.

Diese Voraussetzungen waren einer persönlichen Begegnung denkbar ungünstig. Und zwar ist es hier weniger die Kluft der Generationen, die sich einer persönlichen Beziehung hinderlich zeigen – denn mancher andere gleicher oder ähnlicher Generation trat zu Goethe in wenigstens vorübergehende Beziehung, und zwar nicht nur die etwa ein Jahrzehnt älteren Romantiker erster Generation, sondern auch noch jüngere, und diese gerade in nächster und intimster Weise wie der 1792 geborene Eckermann oder der 1796 geborene Oberschlesier Schubarth oder der 1798 geborene Holtei. Mehr als diese Trennung der Altersstufen ist es die Lagerung der Lebensabschnitte und der literarischen Aktivitätsakzente beider Dichter, die so wenig zusammentreffen. Eichendorffs Hervortreten fällt in einen Zeitraum zunehmender Zurückgezogenheit Goethes, und neue schaffenskräftige Abschnitte zwischen den nichtliterarischen, vor allem naturwissenschaftlichen Tätigkeiten Goethes liegen in Zeiten, in denen Eichendorff bereits durch sein Amt zeitlich und räumlich vom literarischen Leben abgezogen wurde. So ist das Maß persönlicher Beziehung zwischen Goethe und Eichendorff recht gering.

Am 30. April 1805 kam der siebzehnjährige Eichendorff in Halle an, um das juristische Studium aufzunehmen, und gelangte damit in die Nähe Weimars und seiner Kreise. Freilich waren die Studentenfreuden der ersten Wochen keineswegs von klassischer Nähe geformt, von dem nahen Lauchstädter Theater abgesehen, das ihn schon im Juni zu einer Aufführung der „*Braut von Messina*“ anlockt, die dann freilich zu seiner Enttäuschung durch Kotzebues „*Klingsperge*“ ersetzt wurde. Aber im Juli bereits kommt Goethe nach Halle, um die Vorlesungen Galls über Schädellehre anzuhören, und Eichendorff versäumt nicht, seinem Tagebuche auch über Goethe alles Erlebte aufs genaueste anzuvertrauen:

„Was uns aber fast mehr als die Schädellehre interessirte, war, daß wir hier nicht nur alle unsere berühmten Professoren, die fast in Summa gegenwärtig waren, sondern auch den unsterblichen Goethe kennen lernten. Sr. Exelentz der H. v. Goethe, welcher diesen Sommer das Bad in Lauchstaedt genoß, logirte nemlich, so lange die Vorlesungen des Galls währten, hier beim Proff: Wolf, u. besuchte täglich das Schädelcollegium (von 6 bis 8 Abends) wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, die Physiognomie dieses großen Mannes, u. die Art seines Umganges, die wir jedesmal nach geendigter Vorlesung auch beobachten konnten, unserer Seele einzuprägen.“ (Tgb. 103.) Aus diesen Worten ist ebenso die selbstverständliche und geradezu stereotype Verehrung des „großen Mannes“ zu erkennen, wie die gemessene Würde, mit der sich Goethe gerade unter den Studenten, in Jena wie in Halle, zu bewegen pflegte. Außer diesen wiederholten Malen, in denen Eichendorff Gelegenheit hat, sich, wie er selbst sagt, Goethes Bild einzuprägen, sieht er ihn, wie das Tagebuch erzählt, auch noch bei einem rauschenden und lärmenden Studenten-aufzug und, wiederum in einem reizenden kleinen Bildchen von wenigen Worten im Tagebuche festgehalten, im Theater in Lauchstaedt bei einer Aufführung des „Götz“:

„Sr. Exelentz der Geheime Rath von Göthe saß selbst mit seiner Demois. Vulpius in der Loge und blikte so herab auf das Entzücken, welches das Kind seines Geistes rings verbreitete.“ (Tgb. 106.)

Außer in diesen Sommertagen des Jahres 1805 hat Eichendorff Goethe nicht mehr gesehen. Der Student Eichendorff hatte keine Annäherung gewagt. Der Regierungsrat Eichendorff, volle 25 Jahre später, unternimmt den Versuch, und er mißglückt. Am 29. Mai 1830 sendet Eichendorff ein Exemplar des eben erschienenen „*Letzten Ritters von Marienburg*“ mit einem ehrfurchtsvoll huldigenden Briefe an Goethe. Der Brief bleibt unbeantwortet, das Exemplar des Buches nimmt Goethe nicht einmal in seine Bibliothek auf, liest es nicht, sondern gibt es seinem Enkel, in dessen Besitz es sich, anscheinend ebensowenig gelesen, später vorgefunden hat. Einen zweiten Annäherungsversuch hat Eichendorff nicht gemacht. Aber er trat nicht grollend beiseite. Vielmehr schrieb er ein Jahr später, zu Goethes Geburtstag 1831, ein Tafellied für die Berliner Mittwochsgesellschaft, das Goethe als den „alten Helden“ feiert. Aber gesandt hat er ihm das Gedicht nicht mehr; es wäre sicherlich ebenso unbeachtet geblieben wie Brief und Buch. Damit sind die flüchtig angesponnenen Fäden persönlicher Beziehung zwischen Goethe und Eichendorff bereits erschöpft.

Urteil

Reicher fließen die Quellen, aus denen wir uns einen Eindruck von der Einschätzung

Goethes durch Eichendorff und von dem Wandel, den Eichendorffs Urteil über Goethe durchgemacht hat, verschaffen können. Von einer frühen Goethelektüre Eichendorffs wissen wir nichts. Die Listen der aus der Leihbibliothek in Ratibor nach Lubowitz entliehenen Bücher enthält zwar unter lauter Ritter- und Räuberromanen auch Schillers „*Räuber*“, nicht aber, wie wohl zu erwarten gewesen wäre, den „*Götter*“. Auch in Breslau, in den Jahren seit 1801, in denen Eichendorff zunehmenden Gebrauch von der Möglichkeit des Theaterbesuchs macht, verzeichnet das Tagebuch zwar Werke von Schiller und Lessing, aber nichts von Goethe. Nach dem Tone unselbständiger Hochachtung, in dem Eichendorff von Goethe spricht, als er ihn zum ersten Male in Halle sieht, läßt sich auch wohl für möglich halten, daß ihm Goethe als Dichter wohl ein allgemeiner Begriff, aber kein durch eigenes Lesen oder Theatererleben selbst gewonnener Eindruck ist. Auch die Art, in der er von der Lauchstaedter „*Götter*“-Aufführung spricht, läßt diese Möglichkeit offen. In der haller Studentenzei aber, sicherlich mitbestimmt durch die persönliche, wenn auch so flüchtige Begegnung, beginnt Goethe nun auf jeden Fall eine bedeutendere Rolle für Eichendorff zu spielen. Außer dem „*Götter*“ sieht Eichendorff auch „*Egmont*“ und „*Die natürliche Tochter*“ in Lauchstaedt, und auch Lyrik und Prosa Goethes muß nun sehr bald und in steigendem Maße unter Eichendorffs Leseerlebnissen aufgetaucht sein. Einen weiteren Aufschwung in diesem Sinne und eine Steigerung seiner Anteilnahme hat dann wohl auch in Heidelberg der Graf Loeben verursacht, in dessen Kreise er bald geriet und der seine ersten poetischen Schöpfungen in die Öffentlichkeit leitete; Loeben war seit dem vorangegangenen Jahre Anhänger Goethes. Im Oktober 1807, also nach einem halben Jahr Heidelberg, verzeichnet das Tagebuch: „*Göthes Meister* ins Ital. übersetzt.“ (Tgb. 219.) Dieses Höchstmaß intensiver Beschäftigung mit Goethes Werk, bei der wir natürlich nur an eine stückweise versuchte und liebhabermäßige Übersetzung im Zusammenhang der italienischen Studien zu denken haben, ist natürlich weiterhin nicht mehr festzustellen. Immerhin verschwindet Goethe doch auch noch nicht aus den Tagebüchern, und noch während seiner Berliner Krankheit im Jahre 1809 greift Eichendorff nach der Cellini-Übersetzung Goethes. Das alles bestätigt uns, was wir auch ohne diese Zeichen allein schon aus Eichendorffs Werk annehmen dürften, daß die Lauchstaedt, im Bannkreise Weimars, gewonnene Anteilnahme eine nicht nur vorübergehende, sondern eine tiefe innere Beziehung schuf. Danach verschwinden die Spuren Goethes – abgesehen von manchen Erwähnungen seines Namens im dichterischen Werk<sup>2</sup> aus allen Lebenszeugnissen Eichendorffs bis auf

<sup>2</sup> Vgl. die übersichtlichen Zusammenstellungen der Erwähnungen Goethes und seiner Werke in den Registern zu Bd. 3 (*Abnung und Gegenwart*) und Bd. 4 (*Dichter und ihre Gesellen*) der Hist.-krit. Ausg.

einige schon viel spätere Briefe, in denen in ganz unbefangener Nennung und ohne jeden Anhalt für eine Wandlung des Urteils Goethes Name erscheint. Umso erstaunlicher ist es, welch neues Gesicht die Urteile Eichendorffs über Goethe in den literarhistorischen Schriften, also in den Jahren von 1847 bis 1857 zeigen.<sup>3</sup>

Der großen Wertschätzung, die die Tagebuchworte der Begegnungen in Halle und die weiterhin lebhaft Beschäftigung mit Goethe verraten, steht auf einmal, und ziemlich gleichmäßig über die vier literarhistorischen Schriften verteilt, eine unverhüllte Ablehnung gegenüber, vor der wenig an Eingeständnissen der Größe und Bedeutung bestehen bleibt. Eichendorff spart dabei keineswegs mit starken Worten. Wie dem „*Werther*“ „Liederlichkeit der Gefühle“<sup>4</sup> vorgeworfen wird, so heißt der „*Wilhelm Meister*“ „ein ziemlich uninteressanter Gesell, der am Ende selbst nicht recht weiß, was er will.“<sup>5</sup> Die unverhohlene Abneigung, die nun aus den meisten Urteilen über Goethe spricht, wird noch übertroffen und auf eine fast peinliche Weise gesteigert durch den Ton des Spottes und der Ironie, zumal in der Behandlung des „*Faust*“. „Auf eine Hand voll Todsünden kann es hierbei nicht ankommen“ heißt es von dem Versuch, „das Menschliche .. zu einem harmonischen Kunstwerk zu gestalten“<sup>6</sup> und bei der Entgegenstellung des Sagen-Faust und seiner Höllenfahrt gegen den Goetheschen *Faust* wird von diesem gesagt, daß er „trotz aller Frevel, kraft seiner höheren Bildung und lichten Aperçus, ohne Reue oder innerliche Umkehr dennoch unter großem Applaus der liberalen Engelscharen gen Himmel fährt“.<sup>7</sup> Die Frage nach dem Grunde dieser Ablehnung, die nach den Urteilen der Jugend überraschen, ja geradezu befremden muß, läßt sich schnell beantworten. Sie erklärt sich völlig und leicht aus Eichendorffs gewandeltem weltanschaulichem Standpunkt. Die Wendung des älteren Eichendorff zum strengen Christentum und überzeugten Katholizismus gibt auch seiner ganzen Kunstanschauung einen neuen, anderen Ausgangspunkt. So betrachtet er in seinen literarhistorischen Schriften auch Goethe unter dem Gesichtspunkt der Weltanschauung, und zwar nicht der Weltanschauung Goethes, sondern seiner eigenen, der des überzeugten Christen. Bei diesem strengen Maßstab müssen sich nun allerdings die negativen Urteile über Goethe häufen. Für ein Gebiet freilich bleibt seine volle Anerkennung, auch bei aller abfälligen Äußerung über Goethes weltanschauliche Unzulänglichkeit, bestehen, das ist die formale Seite

<sup>3</sup> Vgl. hierzu: Franz Ranegger, *Goethe im Urteil Eichendorffs*, *Aurora* 3 (1933), S. 61 ff.

<sup>4</sup> *Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christentum*. 2. Aufl. Paderborn 1866, S. 83.

<sup>5</sup> *Zur Geschichte des Dramas*, 2. Aufl. Paderborn 1866, S. 128.

<sup>6</sup> ebd. S. 132.

<sup>7</sup> *Der deutsche Roman ...* S. 176.

des Goetheschen Werkes. So finden sich eine Reihe verstreuter lobender Anmerkungen über Goethes Werk im Ganzen oder über einzelne Schöpfungen, etwa der Lyrik,<sup>8</sup> aber der abschließende Abschnitt, in dem er seine Bemerkungen über die Einzelwerke Goethes in der Abhandlung über den Roman zusammenfaßt, enthält doch trotz aller Schönheit der Bilder und der sachlichen Richtigkeit von seiner bedingten Voraussetzung aus als Gesamtnote etwas Absprechendes, unter dem sich die Auffassung des späteren Eichendorff von Goethe und seinem Werke einprägt: „Wir aber meinen, man sollte überall vom Dichter nichts anderes verlangen oder ihm unterschieben wollen, als er zu gewähren vermag. Goethe ist uns immer wie ein herrlicher Baum erschienen, der, mächtig in der Erde wurzelnd, gar nicht in den Himmel wachsen mag, und doch, weil er eben nicht anders kann, mit allen Zweigen und Knospen durstig von dem Lichte trinkt, das durch sein kräftiges Laub zittert... Goethe's Poesie ... war und blieb eine Naturpoesie im höheren Sinne. Da ist nichts Gemachtes; in gesundem frischen Trieb greift sie fröhlich und ahnungsreich in die schöne weite Welt hinaus, von allem Nektar der Erde und den darüberwehenden Himmelslüften sich nährend und stärkend. Sie gibt alles, was die Natur Köstliches geben kann: plastische Vollendung und sinnliche Genüge, aber sie gibt auch nicht mehr“.<sup>9</sup> Hier wird trotz der Freundlichkeit der Worte und eines gewissen Mitleidsklanges doch mehr Verdammung als Lob gesprochen. Es bleibt uns nichts übrig, als einen Bruch festzustellen zwischen der jugendlichen Begeisterung und der Altersrügen, die der späte Eichendorff verteilt. Was hier einmal als Kluft oder Bruch zwischen der frühen Jugend und den Altersjahren in einem Urteil, für das uns Mittel- und Übergangsstücke fehlen, sichtbar wird, das läßt sich auch im Leben und im Werke Eichendorffs selbst verfolgen, nur daß es im allmählichen Fortschreiten dieser Entwicklung nicht in so krassen Unterschieden auftritt. An Persönlichkeit und Werk ist in gleicher Weise zu spüren, wie der jugendliche hinreißende Aufschwung der frühen Dichtungen, die dichterische Gebärde, die bei Eichendorff so einzigartig jugendlichen Charakter trägt, allmählich erstarrt, wie das immer jugendlich aufwallende Blut allmählich gerinnt, so daß die späteren Dichtungen, ja immer wieder mit den Inhalten, den Worten und Klängen der Jugend, mehr und mehr in gefrorener Frische dastehen. Aber dieser späte Eichendorff tritt ja zurück hinter den jungen, in dem wir den eigentlich Unvergänglichen sehen müssen. Und mehr noch: Nicht der Kritiker Eichendorff, der Dichter Eichendorff geht uns zuerst an. Darum begnügen wir uns nicht damit, das dünne Gespinnst persönlicher Fäden zwischen Goethe und Eichendorff aufzufinden und

---

<sup>8</sup> Zusammengestellt bei Ranegger; vgl. Anm. 3.

<sup>9</sup> *Der deutsche Roman...* S. 189.

die Urteile des einen über den andern zusammenzustellen, sondern wir fragen uns: Wie stand der Dichter zum Dichter?

Eines aber bleibt, wo vom Urteilen die Rede ist, noch zuvor zu behandeln: die Frage nach einem Urteil Goethes über Eichendorff. Auf diese Frage gibt es eine etwas sonderliche Antwort.

Goethe hat Eichendorff, wie wir sahen, nicht kennengelernt. Er hat auch von seiner literarischen Erscheinung keine Notiz genommen. Er hat ihn übersehen. Dennoch gibt es etwas wie ein Urteil Goethes über Eichendorff. In den „*Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans*“ findet sich ein Eichendorffzitat. Es ist im Vergleich mit der orientalischen Mystik von der modernen die Rede, „die in der neuesten Zeit, genau betrachtet, doch eigentlich nur eine charakter- und talentlose Sehnsucht ausdrückt; wie sie sich denn schon selbst parodiert, zeuge der Vers:

Mir will ewiger Durst nur frommen  
Nach dem Durste.“ (Jub.-Ausg. 5, 201).

Dieser Vers stammt aus „*Abnung und Gegenwart*“. Er steht in dem Assonanzenlied, das in dem ästhetischen Salon der Residenz vom „Schmachtenden“ vorgetragen wird, unter dem Eichendorff seinen früheren Freund Loeben gezeichnet hat.<sup>10</sup> Die Stelle, die Goethe erwähnt, steckt voller Hohn auf Loeben und seine pseudomystischen Neigungen. Wenige Zeilen später spricht Eichendorff selber von diesen und den darauffolgenden Versen als „ästhetischem Geschwätz“ und weist es mit deutlichen Worten zurück. Die Frage, ob hier ein außerordentlich hartes Urteil Goethes über Eichendorff oder überhaupt nur ein Mißverständnis vorliegt, hängt von der Auffassung des Goetheschen Satzes „wie sie sich den schon selbst parodiert“ ab. Meint Goethe damit eine bewußte Parodie, so bleibt nur die Annahme möglich, daß er den Roman wirklich gelesen hat und mit seinen Worten als Mystik der neuesten Zeit, als Ausdruck einer nur „charakter- und talentlosen Sehnsucht“ härtest aburteilt. Meint er, was mir viel glaubwürdiger erscheint, eine unfreiwillige Selbstparodie, so ergibt sich, daß er den Roman nicht gelesen hat, denn die Aufklärung über die parodistische Absicht geben ja bereits die nächsten Zeilen, daß er vielmehr höchstens in dem Buche geblättert hat und gerade auf diese Verse, ohne ihren Zusammenhang zu beachten, aufmerksam geworden ist, oder noch wahrscheinlicher, daß ein Anderer, der den Roman las oder gelesen hatte, ihm diese Verse, aus ihrem Zusammenhang gerissen, zutrug. In dessen Falle schrumpft die Erwähnung dieser Verse zu einem merkwürdigen Zufalle zusammen, in diesem Falle enthält sie überhaupt kein Urteil über Eichendorff, also auch nicht, wie man annehmen könnte, ein Fehlurteil.

<sup>10</sup> Vgl. dazu *Hist.-krit. Ausgabe* Bd. 3, Anm. zu S. 144, 21 und die dort angegebenen Stellen.

### Werkbeziehung

Wie das persönliche Begegnen zwischen beiden Dichtern nur von Eichendorffs Seite her sichtbar ist, wie im Urteil – von der merkwürdigen einen Spur einer Gegenbezeichnung abgesehen – nur Eichendorffs Stimme spricht, so sehen wir auch, wenn wir Werk gegen Werk rücken, nur eine Richtung einer Beziehung, die von Goethe hin zu Eichendorff.

Hier steht zunächst ein großes lyrisches Gesamttopos dem andern gegenüber. Und wenn damit ein Vergleich geradezu herausgefordert wird, so ist doch eines gleich voranzuschieken: Im Wichtigsten bleibt uns nur ein knappes Bescheiden. Was Eichendorff als Lyriker dem großen lyrischen Befreier Goethe verdankt, ist nicht zu fassen. Umgekehrt gesagt: Der Lyriker Eichendorff ist nicht vorzustellen – so wenig wie alle romantische und alle folgende Lyrik – ohne den Vorgänger Goethe. Es läßt sich nur im allgemeinsten davon sprechen. Die sprachliche und metrische Schmeidigung und Auflockerung der lyrischen Ausdrucksmittel durch Goethe ist ebenso unbedingte Voraussetzung für den Jüngeren wie etwa die Erweiterung und Auffrischung des Gefühlsbereichs oder auch die Gewinnung neuer Anschauungsmöglichkeiten, z. B. der Schau vom Berge und der Bergpoesie überhaupt.<sup>11</sup> Daß hier der Jüngere dem Älteren Unschätzbare verdankt, müssen wir – vom gefühlsmäßigen Einverständnis mit dieser Tatsache beruhigt – hinnehmen. Unsere Beobachtungen bleiben auf Einzelheiten, in denen das Werk Goethes wirkt, beschränkt. So bleiben die Stellen auch für uns als bedeutungslos beiseite, an denen ohne die Unterordnung einer Beeinflussung eine Erscheinung der andern gleichgeordnet erscheint, wie die Beziehung zum Volkslied, etwa dem Schnadahüpfel, gleichmäßig bei Goethe und Eichendorff,<sup>12</sup> oder eine Motiv- oder Stimmungsparallele wie etwa Eichendorffs „*Meeresstille*“ („Ich seh’ von des Schiffes Rande Tief in die Flut hinein.“) neben Goethes „*Meeres Stille*“ („Tiefe Stille herrscht im Wasser, Ohne Regung ruht das Meer...“).<sup>13</sup> Hier haben wir wohl eine hübsche Gegenüberstellung von klassischer und romantischer Seh- und Dichtweise, aber noch keine Wirkungsbeziehung, wie sie sonst in zahlreichen Gedichten Eichendorffs erkennbar ist, etwa in Eichendorffs „*Himmlichem Maler*“ (*Gedichte*, 5. Aufl., 1865, S. 366), gegenüber Goethes „*Amor als Landschaftsmaler*“ (WA 2, 182). Ebenso deutlich ist eine Anlehnung Eichendorffs in dem Gedichte „*Vorwärts*“ (HKA I, 124) an Goethes „*Seefahrt*“ (WA II, 72). Auch die ganze Gefühlsqualität kann übernommen sein, so daß das jüngere Gedicht, samt Wort- und Titellanklängen, wie eine Replik oder Kontrafaktur des

<sup>11</sup> Josef Nadler, *Eichendorffs Lyrik. Ihre Technik und ihre Geschichte*. Prag 1908. S. 51.

<sup>12</sup> Nadler S. 176 ff. Vgl. hierzu auch besonders S. 167.

<sup>13</sup> Nadler S. 108.

ältern wirkt; wie Eichendorffs „*Neue Liebe*“ (HKA I, 280) und Goethes „*Neue Liebe, neues Leben*“ (WA I, 70). So lassen sich, immer mit dem Vorbehalt des klassisch-romantischen Unterschiedes, noch eine ganze Reihe von Parallelen auffinden, denen eine ganz bestimmte, nicht von der Hand zu weisende Abhängigkeit Eichendorffs zugrunde liegt. An erster Stelle sind hier die Italienlieder Eichendorffs zu nennen („*Sehnsucht*“, „*Schöne Fremde*“ u. a.), die dem Mignonbezirk verwandt sind, aber auch ein romanzenhaftes, volksliedmäßiges Lied wie „*Die Zigeunerin*“ (HKA I, 14), bei dem das Goethesche Zigeunerlied Pate gestanden hat.<sup>14</sup>

Über solche Entlehnungen geht noch hinaus eine Goetheparodie Eichendorffs (Pissin S. 65) und zwar durchaus im Sinne einer Steigerung der Beziehungsnähe zwischen den beiden Dichtern gesagt.

Aber nicht unter dem Zeichen freundlichen Spottes steht Eichendorffs Beziehung zu Goethe in seiner Lyrik, sondern unter dem tiefer Verehrung, wie sie am schönsten das schon erwähnte Tafellied zu Goethes letztem Geburtstage mehr verhüllt als ausspricht, ein Gedicht, das seinerseits auch wieder stofflich-motivische Anklänge an ein Goethegedicht („*Geistes-Gruß*“ WA I, 95) enthält. Wie dort „Hoch auf dem alten Thurme steht des Helden edler Geist“, so schaut in Eichendorffs Huldigungsgedicht der „alte Held“ (HKA I, 107) „vom Turm bei Nacht“, und Eichendorff selbst meint sich mit unter den Huldigenden der jungen Generation, von denen er sagt:

Und die auf dem Strome der Zeiten  
Am Felsen vorübergleiten,  
Sie grüßen den alten Held.

Es läßt sich nicht leugnen, daß auch hier, im Bezirk der Lyrik, ganz ähnlich wie auf dem Gebiete persönlich biographischer Begegnung und dem literarischen Urteils die Beziehung zwischen Eichendorff und Goethe nicht allzugroß ist. Das große und wichtige Erbe des Wegbereiters Goethe, das Eichendorff als Jüngerer antritt, läßt sich kaum fassen. Die Anlehnungen und Übernahmen aber, die sich im einzelnen aufzeigen lassen, dürfen wir in ihrer Bedeutung für eine gegenseitige Beziehung der beiden Dichter keineswegs zu hoch anschlagen.

Jedoch: so groß auch die Bedeutung der Lyrik im Gesamtwerke Goethes und – in noch höherem Maße – im Gesamtwerk Eichendorffs ist, nicht auf dem Gebiete der Lyrik führt die wichtigste Brücke von Werk zu Werk, sondern im Roman. Hier ist der entscheidende Punkt, der eine Verbindung zwischen Goethe und Eichendorff nicht nur ermöglicht, sondern erzwingt. Eichendorffs Roman „*Abnung und Gegenwart*“ ist als

<sup>14</sup> Weitere und andere Beispiele bringt Nadler S. 212 ff.

Werk aus der Nachfolge des „*Wilhelm Meister*“ ohne diesen weder ästhetisch noch historisch zu verstehen. In der Abhängigkeit des Eichendorffischen Romans vom Goetheschen fassen wir den Kern der Beziehung beider Dichter.

Kaum ein Werk der deutschen Literatur, ja man kann sagen, der Weltliteratur, hat eine so große Wirkung auf die Literatur seiner Zeit und der Folgezeit ausgeübt wie der „*Wilhelm Meister*“, sowohl in der zeitlichen Ausdehnung wie der Breite in der Wirkung einzelner Werkelemente wie der Tiefe, die in der Begründung oder wenigstens Entfaltung eines neuen Typus, des Bildungsromans, liegt.<sup>15</sup> Hierher gehört auch „*Abnung und Gegenwart*“, das sich in einer so nahen Abhängigkeit vom Vorbilde wie wenige andere Werke aus der Nachfolgereihe des „*Wilhelm Meister*“ hält. Diese Abhängigkeit, die uns die nahe Beziehung zu Goethe beweist, geht aber durchaus nicht auf Kosten des künstlerischen Wertes. Gerade in seinem Wert als Kunstwerk steht der Roman Eichendorffs vielmehr über fast allen anderen Werken der *Wilhelm-Meister*-Nachfolge aus romantischer Zeit. Und die Einschätzung des Buches, das lange unbekannt und verkannt blieb, und über das noch Ricarda Huch das ungerecht harte Urteil fällte, „ungarer Brei und schwer genießbar“ (Romantik II, 247 f.), ist seit einiger Zeit auch gestiegen und nunmehr dem künstlerischen Range des Werks angemessen. Schon dem ersten Blick zeigt sich eine Fülle von Erscheinungen, die in Eichendorffs Roman auf den „*Wilhelm Meister*“ zurückgehen. Von hier stammt das Formprinzip der lyrischen Einlage, der Einbettung lyrischer Stücke in den Gesamtzusammenhang des epischen Ablaufs,<sup>16</sup> von hier die analytische Technik, in der Friedrichs Jugendgeschichte und Erwins Schicksale nachgeholt werden. Aus dem „*Wilhelm Meister*“ stammen weiterhin stoffliche Elemente wie die reisenden Schauspieler, darüber hinaus aber auch ganz individuelle Stoffstücke und Motivkomplexe, vor allem aus der Umgebung Erwins, Friedrichs, Romanas. Und mit dieser Beobachtung, daß nicht nur wahllos über das Ganze verstreut, sondern besonders im Umkreise einzelner Personen die *Wilhelm-Meister*-Züge sich finden, stoßen wir zu dem entscheidenden Punkte der Beziehung vor. Die Tiefe der inneren Verbindung beider Werke kann sich nur in der inneren Verbindung zwischen den Grundgedanken finden, und die Innigkeit der Beziehung tritt da in ganz anderem Maße ins Licht, wo sich zeigt, daß nicht nur Einzelzüge, sondern ganze Gestalten des einen Werkes mit solchen des anderen verbunden sind.

<sup>15</sup> Die Nachwirkung des „*Wilhelm Meister*“ auf den Roman des 19. Jahrhunderts hoffe ich in breiterem Zusammenhange an anderer Stelle darstellen zu können.

<sup>16</sup> Nicht, wie Nadler S. 189 meinte, aus Arnims „*Gräfin Dolores*“, die erst 1810 erschien, während Eichendorff schon im Oktober 1807 den „*Wilhelm Meister*“ genau kannte (Tgb. 219).

Goethes Mignon ist eine Gestalt von so einmaligem Reize, daß es nicht wunder nimmt, einen wahren Sturm der Begeisterung und eine entsprechende Spontaneität der Nachahmungsfreude unter den Romantikern vorzufinden. Keiner aber hat sich von allen Romantikern und allen folgenden mit solcher Treue an das Vorbild gehalten, als er eine ähnliche Gestalt in Anlehnung an Mignon schuf, als Eichendorff mit der Figur des Erwin. Ebenso bindingslos wie Mignon, von gleicher Sehnsucht nach dem heimatlichen Italien erfüllt, mit gleichen Ausdrucksmitteln außergewöhnlicher Art, vor allem dem ihm ganz eigenen Ausdrucksmittel des Liedes, ausgestattet, bedürfte die Gestalt wahrhaftig nicht noch des Zusammenhanges mit anderen Mignonzügen, um ihre literarische Herkunft auszuweisen: aber auch diese weiteren Züge, wie Kindesentführung und Wahnsinn des Vaters sind noch mit der Erwin-Gestalt verbunden worden. Das Wichtigste jedoch der ganzen Gestalt ist ihre seelische Grunddisposition, ihre Sehnsuchtskraft und die liebende Unterordnung unter ihren Herrn, die sie mit Mignon teilt. Wenn man sich das alles vor Augen hält, möchte man geradezu von Unselbständigkeit reden, so genau ist Mignon nachgeahmt. Indessen bewahrt sich Eichendorff bei aller Abhängigkeit seine Selbständigkeit doch durch die Einfügung eines einzigen Zuges: Friedrich weiß nicht, daß Erwin ein Mädchen ist, und erst bei ihrem Tode wird dieses Geheimnis, das allerdings auch wieder ein mignonartiges Geheimnis ist, offenbar. Mit diesem einfachen Zuge ist eine beträchtliche Veränderung mit der ganzen Gestalt eingetreten. Sie ist nicht von Tragik, sondern nur von einer leisen, zarten Traurigkeit umgeben, ein Volksliedwesen wie die Lieder, die sie singt. Und gerade mit diesen Liedern, die untrennbar zu ihr gehören, und durch die die Gestalt ihre völlige Dichte und Rundung empfängt, läßt sich Erwin wohl, ohne jeden Versuch eines Vergleichs des künstlerischen Ranges, der Goetheschen Mignon an die Seite setzen, als trotz aller Abhängigkeit selbständige, in sich geschlossene, und künstlerisch durchaus geglückte Figur.

Haben wir in Eichendorffs Erwin eine Gestalt, die sich in einer ganz außergewöhnlichen Enge an ihr Vorbild anlehnt, so tritt die Goethenähe bei der Gräfin Romana etwas zurück. Das Goethesche Vorbild dieser Gestalt ist Philine. Und zwar ist sie nicht die einzige Philingestalt des Buches. Neben der Gräfin Romana trägt auch die kleine Marie Philingenzüge. Nur muß sie hinter die bedeutende andere Gestalt zurücktreten. Bei der Teilung der Gestalt sind ihr die heiteren Züge Philines, ihre Ausgelassenheit und Schalkhaftigkeit, zugefallen. Der Grundzug der Philingen, die natürliche Sinnlichkeit, ist in ihr nur in niederer Form verkörpert. So ist ihr Ende auch ein bloßes untragisches Versinken, ein Ende also, das bemerkenswert weit von Goethe abweicht. Tragisch dagegen ist das Ende der anderen Philingestalt des Buches, die Gräfin Romana. In

ihr ist der Grundzug der Sinnlichkeit veredelt und gehoben, und zudem durch die südliche Abstammung noch näher motiviert worden. Ihre Gestalt ist gesteigert zum Typus der genialen Frau, wie ihn die Romantik auch im Leben stellte, deren außergewöhnliches Wesen auch ein außergewöhnliches Schicksal trägt. Aber bei aller positiven Höhung der Gestalt ist doch schon der Keim zur Vernichtung in sie gelegt. Die Steigerung der Leidenschaft zum Helden Friedrich, die sie hart an den Mord führt, schlägt schließlich gegen sie selbst um und führt zur Selbstvernichtung. Hier erhebt sich die gesteigerte, veredelte Philingestalt zur tragischen Größe. Und wenn wir in der Abweichung vom Vorbilde eine bewußte Entfernung Eichendorffs von Goethe sehen müssen, so steht dem doch auf der anderen Seite gegenüber, daß die Goethesche Figur, ganz abgesehen von der Verdoppelung, die Eichendorff vornahm, aus ihrer Seitenstellung herausgenommen wird, um in eine unerhört gesteigerte Stellung in der Handlung als beherrschende weibliche Gegenspielerin einzurücken.

Dasselbe ist nun auch bei der dritten der drei Gestalten der Fall, beim Grafen Friedrich, in dessen Gestalt nun auch als der eines Bildungshelden der Grundgedanke des Werks zutagetritt. Zum ersten male nach Goethe gibt einer der Nachfolgeromane eine eigene und volle Antwort auf die Frage nach der Bildungsidee. Aber die Antwort ist durchaus überraschend. Der Weg des Helden, in dreifacher Stufung – jede Epoche umfaßt ein Buch – eine Folge von Enttäuschungen wie Wilhelm Meisters Weg eine Reihe von Irrtümern, führt den Helden Friedrich am Ende zum Entschluß, ins Kloster zu gehen. Bei aller Enge der Anlehnung an die Gestalt und den Typ Wilhelm Meisters, an seine Umwege und seine Fortschritte und schließlich an die wirkliche Erreichung eines Zieles, ist doch der Inhalt dieses Zieles genau in sein Gegenteil verkehrt. Nicht mehr das tätige Handeln, das Ergreifen der Welt, in das Wilhelm Meister wächst, sondern sein Gegenteil, das Nichtstun, die Weltflucht wird als Bildungsziel, mindestens als Bildungsergebnis hingestellt. Aber nicht der Inhalt der Antwort, die Eichendorff gibt, sondern die Tatsache einer Antwort überhaupt ist ja wieder für seine Goethebeziehung wichtig. Hier bleibt der Roman ein Kronzeuge für die Innigkeit der Bindung des Jüngeren an den Älteren.

So offenbart sich nach langem Fortschreiten von der persönlichen Beziehung zum Urteil und zur Werkverbindung endlich ein enger Zusammenhang zwischen Goethe und Eichendorff, viel enger, als zunächst zu erwarten war.

Suchen wir den Inhalt dieser Verbindung zusammenzufassen, so fällt zunächst der Widerspruch auf zwischen der positiven Haltung des jungen Eichendorff, seinem bewußten Urteil und seiner dichterischen Beziehung zu Goethe in Jugend und Mannes-

[Eichendorff-Gedenkstätte Lubowitz: Die Höhe von Lubowitz, Der Eichendorff-Gedenkstein auf dem alten Friedhof / Eichendorffbüste von Walter Timm, Neisse]

alter, und andererseits dem antigoetheschen Resultat des Bildungsromans und dem im ganzen negativen Urteil des weltanschaulich bestimmten Literaturhistorikers Eichendorff. Dennoch neigt sich die Waage beträchtlich zugunsten einer positiven engeren Beziehung, wenn wir noch zum Schluß ein weiteres Gewicht in die Waagschale werfen. Eichendorffs Lebensentscheidung gibt die letzte tiefste Antwort auf die Frage nach seiner Haltung Goethe gegenüber.

Schon kurz nach dem Abschluß des Romans mit seinem ungoetheschen Schlusse fällt Eichendorff in seinem eigenen Leben eine Entscheidung, die den eben in „*Abnung und Gegenwart*“ abgegebenen harten Spruch über die Zeit und den ungoetheschen Entschluß zur Weltflucht entkräftet. Sein tätiges Ergreifen des Augenblicks in den Freiheitskriegen überstrahlt als Lebensentscheidung jede noch so ernst und überzeugt gefällte dichterische Entscheidung. Und kurze Zeit später vor die Aufgabe gestellt, sein Leben neu einzurichten, bekennt er sich wieder zum goetheschen Begriff der Tätigkeit und Arbeit im Sinne des „*Wilhelm Meister*“ durch seinen Entschluß, das freie Adelsleben aufzugeben und preußischer Beamter zu werden, gedrängt zwar durch die wirtschaftliche Lage, durch den zunehmenden Verfall des Familienvermögens, aber keineswegs dazu gezwungen. Und in diesem Leben der Arbeit schließlich, das er damit auf sich nimmt, im Amte des preußischen Beamten verwirklicht er dann die letzte *Wilhelm-Meister*-Entscheidung Goethes, nicht mehr nur die der Arbeit des *Wilhelm Meister* der „*Lehrjahre*“, sondern auch die zweite des *Wilhelm Meister* der „*Wanderjahre*“, und stellt damit sein Leben fortan unter die Gesetze Goethes: Tätigkeit und Entsagung.

## Zur Frage Eichendorff – Loeben

Von Adolf Dyroff

Für die Eichendorff-Forschung ist das Eingehen auf die Persönlichkeit des Grafen Otto Heinrich von Loeben nicht nur deshalb wichtig, weil Eichendorffs geistige Haltung und dichterischer Stil eine Zeit lang unter dessen Einfluß stand (z. B. stammt das Motiv des Pilgrims in Jugendversen Eichendorffs und wahrscheinlich auch das des Burggeistes und das des Liebesnetzes von Loeben), sondern auch, weil Loebens Tagebuch uns für die Zeit der gemeinsamen Reise der Brüder Eichendorff mit Loeben von Heidelberg nach Nürnberg (1808) einzelne Aufschlüsse gibt, die mit dem verlorenen Teil des Eichendorff-Tagebuches sonst zu Verluste gegangen wären. Hatte ich in meiner Bearbeitung der „Mai- und Mainreise“ Eichendorffs vermutet, daß die drei Reisenden während ihrer Fahrt durch den Spessart lebhaft an Friedrich Schlegels berühmtes Lied „*Im Spessart*“ (von 1806) dachten, so hatte das aus dem Tagebuch des Grafen bereits Raimund Pissin in seinem Buch „*Otto Heinrich Graf von Loeben*“ (Berlin 1905) für jene Spessartfahrt aus folgender Stelle des Loebenschen Tagebuches nachgewiesen: „Schwelgen und Baden in der alten kühnen Grüne (!)“, „Andenken an F. Schlegel, wir lasen oft sein Gedicht „*Im Spessart*““ (Pissin 175). Dies Ergebnis erweckt die Hoffnung, daß Loebens Tagebuch auch sonst noch Ergänzungen für Eichendorffs Leben liefern wird. Pissin hatte ja keine Veranlassung, sich auf diesem Forschungspfad zu ergehen.

Zu den 30 Nummern vom Loeben-Nachlaß, die in 6 Kapseln auf der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin verwahrt werden (s. Herbert Kummer, „*Der Romantiker Otto Heinrich Graf von Loeben und die Antike*“. Halle-Saale, 1929, Dissert. S. 8, 3), steuert ein anderer Teil des Loeben-Nachlasses, den Herr Landgerichtsdirektor v. Loeben zu Köln besitzt, freilich nur sehr wenig für uns bei. Nur 7 Nummern dieser Kölner Sammlung werfen etwas Licht auf das Verhältnis Loebens zu Eichendorff. Es handelt sich um Zettel aus Heidelberg und vielleicht liegen da Gedanken vor für baldige Briefe, die Loeben schreiben wollte. Die Zettel geben der Sehnsucht des Grafen nach seinen jetzt von Heidelberg fernen Freunden Ausdruck. Da lesen wir u. a.: „Ich besuchte schon in diesem Frühling Heidelberg – meine Rührung, meine Liebe, meine heilige Erinnerung durchbebe dich. Hier ohne Dionysius, Eug. und Flo –. Das Herz

wollte mir brechen unter aller der Blütenseligkeit um mich her. Es war, als stünde ein Jünger auf dem Hügel, von dem der Herr den Aufflug genommen. Verklärte Wolken zogen oben hin, ... sind doch Nebel, die das Liebste verbergen. Seit ich aus Frankreich zurück bin, lebe ich hier. Es gibt doch nur diesen Ort. Die Welt, der meine ganze Seele gehört und hinnimmt. Ein Genuß (unleserliches Wort!) ohne Heidelberg – es ist Liebe ohne Gegenliebe. Doch gibt es Stunden (?), wo ich es vor Sehnsucht nach euch, Geliebte, die ihr hier mein Leben wart, kaum aushalten kann.“ Zweifellos gehen diese Zeilen auf das Dreigestirn Strauß-Dionysius, Budde-Eugenius und Eichendorff-Florens. Die Stelle beweist klärllich, daß noch bei der Niederschrift der Sätze Eichendorff für Loeben zu seiner Herzengemeinschaft gehörte. Da Loeben erst 1814 nach Frankreich kam – auf dem damaligen Feldzug (am 29.4.1814 in Paris!) – und sich am 27. Mai d. J. nach Heidelberg begab, wo er bis Ende Juni blieb, stammen die Zettel aus dieser verhältnismäßig späten Zeit, in der Josephs Begeisterung für Loeben schon abgeflaut war.

Einmal heißt es in jenen Blättern (Nr. 7): „Er hat mir geschrieben, daß er nicht gewußt, ob ich ihn lieb hätte. Ob er mich noch lieb hat?“ Ist damit Joseph von Eichendorff gemeint? Es scheint nach jener Stelle auch, als ob jemand wegen „Dionysius, Isidorus“ sich „eifersüchtig“ gezeigt habe.

Graf Loeben hat, wie wir aus Pissins Buch schließen können, Josephs Liebe zu dem Rohrbacher Kätchen, die ihm nicht verborgen geblieben sein kann, wohl mit Wohlwollen angesehen. Liebte der Graf doch selbst ein Mädchen aus dem Mittelstande, die Wittenbergerin Wilhelmine (Pissin 205)!

Aus dem Kölner Nachlaßteil ergibt sich weiter, daß der ganz jugendliche Loeben schon gegen die Engländer eingenommen war. Denn dort findet sich eine Reihe von Zettelchen, auf denen französische Verse stehen, die Loeben französischen Dichtern des 18. Jahrhunderts entnommen hatte; er nennt ihre Namen. Und diese Verse sind gehässige Spöttereien auf die Herrschsucht der Briten, die sich die Herrschaft über die Meere und andere Völker aneignen wollten. Sollten sich Loeben und Eichendorff nicht über die Engländer während ihrer Heidelberger Gespräche auch unterhalten und Joseph auch in der Abneigung gegen die Briten sich mit Loeben eins gewußt haben?

Ich habe damit nur einige Punkte herausgegriffen, die mir für eine Ausnutzung des gesamten Loebennachlasses beachtenswert erscheinen.

## Zur Frage der Würdigung Eichendorffs

Von Adolf Dyroff

Ein Grundfehler bei den Wertungen, die Eichendorff bisher von vielen Seiten erfahren hat, ist nach meiner Ansicht der, daß man des Dichters Persönlichkeit und Werke nicht möglichst allseitig ausschöpft. Hierfür einige Beispiele!

Kaum sonst wo wird ein so unfreundliches Urteil über Eichendorff anzutreffen sein wie in den meist so hochstehenden Werken Ricarda Huchs über die Romantik. Indem diese Forscherin den Dichter als Beispiel für das romantische Streben gebraucht, den bewußten Zusammenhang zu vermeiden und durch geeignete Worte, Ton und Rhythmus Gefühl, Stimmung zu erregen, kommt sie zu der Einschränkung: „Indessen hat Eichendorff mehr die Sehnsucht nach Unaussprechlichem als Unaussprechliches – oder Unausgesprochenes – selbst ausgedrückt; neuer Mittel bediente er sich nicht, er dichtete in der überkommenen, an das Volkslied sich anlehnenen Art, stellenweise eine gewisse Intensität durch die Beschränkung auf ein einziges, tiefdurchgefühltens Anschauungsgebiet erreichend. Zum eigentlichen „Verdichten“ fehlt es ihm an Geist und Tiefe, er begnügte sich damit, eine romantische Stimmung, wie sie eben kam, in sinnigen, reizvollen Tönen festzuhalten. Weniger einmütige und in dichterischer Hinsicht weniger oberflächliche Naturen fanden ihre Ausdrucksmittel nicht so leicht und strebten über die Grenzen der gegebenen Poesie hinaus“. So zu lesen in dem Buche „*Ausbreitung und Verfall der Romantik*“ (3. Aufl. Leipzig 1912, 251 f.). Die Stelle ist eine derjenigen, an denen Ricarda weniger glücklich ist als sonst. Schon das Zusammen der Worte „tief durchgefühlt“ und „oberflächlich“ erweckt den Eindruck einer gewissen Unüberlegtheit. Die sonderbarsten Behauptungen aber sind die, daß Eichendorff keine neuen Ausdrucksmittel gefunden habe und daß es ihm an Geist und Tiefe fehlte. Wie verträgt sich damit jene Ansicht, daß eine wahrlich nicht kleine Zahl von Verehrern des Dichters bei ihm gerade einen eigenen, neuen Ton findet und daß auch jugendliche Menschen, die von Schiller, Goethe, Jean Paul zu Eichendorff kommen, immer wieder gerade dem Eichendorffschen Ton in ihren Jugendpoesien erliegen? An des Denkers Eichendorff Prosaschriften hat Ricarda bei der zweiten Behauptung anscheinend nicht gedacht, falls sie sich in diese überhaupt vertiefte. Obwohl sie unsern Dichter noch öfter anführt, als das Namen- und Sachregister angibt, ja obschon sie ihn anfänglich (von S. 18 an)

sogar mit einer gewissen Vorliebe nennt, hat sie offensichtlich nicht einmal die Gesamtheit seiner Gedichte genauer zergliedert. Die eigentlichen Maßstäbe, die Ricarda anlegt, werden auch nicht recht sichtbar. Schwerlich kann sie die „gereimte Betrachtung“, die nach ihr den Kern der vorromantischen Lyrik ausmacht, hochschätzen. Nur wenn Ricarda in Goethes Gedichten fast immer einen zugrundeliegenden Gedanken oder eine Handlung erkennt, dürfen wir daraus folgern, ihr sei das Vorwiegen des Gedanklichen und der Handlung für die Dichtung das Wichtigste. Es könnte aber auch ein gewisser weiblicher Widerwille gegen etwas in Eichendorffs Eigenart bei Ricarda Huch vorliegen. Denn bei Clemens und Bettina Brentano spricht deutlich die Ansicht mit, daß diese jüdisches Blut in sich trugen, was indes gar nicht zutrifft. Und gegen den späteren Friedrich Schlegel hat sie das Vorurteil, das sich in ihrem ersten und bessern Romantikbuch durch ihr Hinstarren und auf das allzu mächtige Embonpoint des gerne üppig lebenden alternden Friedrich Schlegel kundgibt. Würde Ricarda auch nach der Vertiefung in Heinrich Finkes Schlegelschriften noch ihr altes Urteil festhalten?

Ziemlich gut hat sie die Grundabsicht des Romans „*Abnung und Gegenwart*“ getroffen. Aber sie hat doch kein Auge für das, was andere Beurteiler gesehen haben, kein Auge dafür, daß es dem Dichter dort wie in „*Dichter und ihre Gesellen*“ mehr um das Verhältnis von Dichtung und Leben geht, daß er sein eigenes Leben im Kampf gegen Napoleon in die Schanze schlug. Den Aufbau des Romanes hat sie sich auch nicht genau angesehen. Sonst hätte sie ihn nicht einen „Brei“ genannt (247 f.). Nur darin ist der Forscherin zuzustimmen, daß „*Abnung und Gegenwart*“, so wie der Roman vorliegt, „schwer genießbar“ ist und auch aus dem Wörtchen „ungar“ schimmert eine richtige Erkenntnis hervor. Aber freilich geht dieser Mißstand auf die außerordentlich bewegten Verhältnisse zurück, unter denen der Dichter da schuf und veröffentlichte. M. E. sind mindestens zwei Umarbeiten anzunehmen.

Dem Urteil Ricarda Huchs stelle ich Wilhelm Schäfers Haltung gegenüber Eichendorff zur Seite. Dessen Buch „*Die dreizehn Bücher der deutschen Seele*“ ist eine Folge meist glücklich und glänzend hingeworfener Kennzeichnungen von Gestalten und bewegenden Geisteskräften unserer deutschen Geschichte. Da das 1925 erschienene schmucke Büchlein von verschiedenen Einseitigkeiten, Schiefheiten und geschichtlichen Irrtümern nicht frei ist, da man Namen vermißt, die genannt hätten werden müssen, z. B. den des großen Görres im Abschnitt „*Buch der Erhebung*“, ist man um so erfreuter, ein hohes Lob unseres Schlesiens zu finden. Wie tief sieht Schäfer, wenn er sagt: „Einer der Jünglinge liebte sein Land, wie die Braut am Sonntag einen Feldblumenstrauß liebt. Der Schirlingsbecher der Nacht und die Sehnsüchte der blauen

Blume konnten die Fahnen stolzer Vergangenheit und der Morgentau künftiger Dinge konnten den hellen Augen des Jünglings den Tag nicht trüben“ und anderswo lesen wir: „Irgendwo lockte das welsche Land über den Bergen, aber die blühende Nähe hieß Deutschland; da war die Seele daheim und brauchte nicht nach der römischen Sonne zu frieren.“ Und wieder anderswo: „Nirgend wo anders war die deutsche Seele so kindlich daheim wie in den frohmütigen Liedern, die der junge Eichendorff sang.“ Und doch glaube ich, daß sich Schäfer zu sehr an die allerdings überaus feine Eindruckskunst Eichendorffs hält. Bilder von der Art der am Fenster lauschenden Mädchen, des rauschenden Brunnens, des Waldhorns werden fast allein betont.

Gewiß hat das Wesen Eichendorffs auch seine Grenzen. Aber noch muß erst der rechte Weg gefunden werden, sie zu erkennen und vorher sind zutreffende Beschreibungen unmöglich. Vorläufig sei nur die Frage gewagt: Besteht einer seiner Mängel in dem Fehlen großer Stärke der realistischen Phantasie?

## Joseph von Eichendorff

### Ein Danziger Gruß

Die alte Stadt im Mondenschein,  
der bunte Wald im Herbsteskleid,  
der Wellen Lied tönt leis hinein  
von lang verklungner, hoher Zeit.

Du streiftest oft durch Feld und Wald,  
Du sahest dankbar Turm und Tor,  
Du tauchst in vielerlei Gestalt  
in der Erinnerung empor.

Du wandeltest in Schloß und Park,  
in Dir die neue Heimat sang.  
Und in uns klingt so tief und stark  
Dein Lied, der Seele schönster Dank.

Beim Wandern bist Du Kamerad,  
wenn Glück und Freude uns erfüllt.  
Dein Sang von Schönheit, Kraft und Tat  
der Heimat Herrlichkeit enthüllt.

Das Beste wird durch Dich dann wach,  
die alten Giebel lächeln still.  
Und in der Seele klinget nach,  
was uns Dein Wirken sagen will.

Carl Lange

## Joseph von Eichendorff und Westfalen

Von Ewald Reinhard

Der größte Romantiker war nicht nur in dem Sinne ein Schlesier, daß im Südostraume Deutschlands seine Wiege stand, sondern auch seine Poesie wurzelte fester in der Heimat-erde, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Freilich mußte vielfach erst die literarhistorische Forschung feststellen, daß hinter den märchenhaften Schlössern der Romane und Novellen sich geschichtliche Örtlichkeiten wie Lubowitz, Tost u. a. versteckten, und nur aus den Vorstudien zu dem Roman „*Dichter und ihre Gesellen*“ weiß man, daß der Dichter bei der Gestaltung der Eingangsszenen an das schlesische Bad Warmbrunn gedacht hat.

Aber sein Streben ging dann eben doch dahin, diese Konturen zu verwischen, und Vorder- und Hintergrund so zu zeichnen, daß jeder Deutsche darin seine idealisierte Heimatlandschaft zu erkennen glaubte. So ward Eichendorff ebenso wenig wie irgend ein anderer Romantiker ein „Heimatsdichter“, und vermutlich hätte ihm eine solche Einengung des Reiches der Dichtung als der Würde eines solchen Macht unwürdig erschienen.

So schlug Eichendorffs Dichtung Brücken nach allen Gegenden unseres Vaterlandes, und darüber hinaus, all überallhin, soweit die deutsche Zunge klingt.

Am fernsten lag dem schlesischen Sänger, räumlich wie geistig, das Land der alten Sachsen: Westfalen.

Nur gelegentlich kam Eichendorff mit Land und Leuten der „Roten Erde“ in Berührung; so notiert er in seinem „*Promemoria*“ für die Heidelberger Studienzeit die Anwesenheit des westfälischen Freiherrn von Landsberg-Velen („Baron Landsberg mit seinem renomistischen Hofmeister...“, 20. Mai 1807)<sup>1</sup> und im letzten Akte des großen napoleonischen Trauerspiels führte ihn auch einmal sein Lebensweg mitten durch die westfälischen Lande. Es war im Jahre 1815 – es galt den Endkampf mit dem korsischen Eroberer – als Eichendorff mit seinem Regimente in Minden den westfälischen Boden betrat. Von dort ging es über „Rehme, Herford, Bielefeld, Brockhagen, Warendorf, Telgte, Münster, Appelhülsen, Dorsten“ nach Duisburg.<sup>2</sup> Auf dem Rückmarsch

---

<sup>1</sup> Wilhelm Kosch: *Tagebücher des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Sämtl. Werke.* Histor.-krit. Ausg. Regensburg, Habel, o. J. Bd. XI, S. 198.

<sup>2</sup> Aufzeichnungen Eichendorffs aus dem Jahre 1815. *Eichendorff-Kalender* 1919, S. 55; vgl. auch Hist.-krit. Ausgabe, a. a. O., Bd. XI, S. 312.

scheint der Dichter die westfälischen Gebiete nicht durchquert zu haben. Irgend ein Niederschlag dieser Erlebnisse in den Werken ist nicht festzustellen. Wie leicht ist es auch denkbar, daß der Durchmarsch bei Nacht, bei Regen und Nebel stattfand und dadurch eindrucksvolle Bilder nicht entstehen konnten.

Als Eichendorff dann nach den Befreiungskriegen in die preußische Zivilverwaltung eintrat, gewann ein Münsteraner auf sein Schicksal Einfluß, der auch späterhin seinem Gesichtskreise nicht entschwand; es war dies der einstige Professor des Kirchenrechts an der Universität Münster und damalige Vortragende Rat im Kultusministerium Heinrich Schmedding,<sup>3</sup> der nachmals noch zum Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat aufrückte, auch an der Berliner Universität dozierte. Sein Name steht unter dem „Attest“, mit welchem die „Königliche Ober-Examinations-Kommission“ dem Regierungs-Referendar Josef von Eichendorff seine Eignung zur Übernahme „einer Rechtsstelle bei einem Regierungs-Collegio“ bescheinigte.<sup>4</sup> Später erfuhr der Dichter, daß derselbe Beamte auch das günstige Urteil über seine schriftliche Probearbeit abgegeben habe, das ihm den Zugang zur Beamtenlaufbahn eröffnet hatte. In der Zeit seiner beruflichen Tätigkeit kam Eichendorff noch oft genug mit dem einflußreichen Westfalen zusammen, den er sogar häufig vertreten mußte.

Während das Verhältnis des Romantikers zu dem hohen Staatsbeamten naturgemäß immer etwas amtlich-kühl blieb,<sup>5</sup> gestaltete sich die Bekanntschaft mit einem zweiten Westfalen, dem ebenfalls aus Münster stammenden Geheimrat Matthias Aulike<sup>6</sup>, sehr freundschaftlich, und die häufige Erwähnung in den Briefen zeugt davon, daß der Schlesier und der Westfale sich auch innerlich nahestanden.

Besonders Interesse beansprucht Eichendorffs Stellung zur westfälischen Dichtung; sie konnte zunächst für den Dichter kaum etwas bedeuten, da es ihr zur Zeit der Romantik an bedeutenden Kräften durchaus fehlte und die Ansicht, das Land der alten Sachsen sei von der Muse nie gesegnet worden, durchaus zu Recht bestehen schien. Von der geistig-kulturellen Bedeutung der Münsterischen Familia sacra hatte Eichendorff ebensowenig eine Vorstellung wie von der literarischen Entdeckung der „Roten Erde“ durch Immermann im „Oberhof“, durch Levin Schücking und das Sammelwerk „Das malerische und romantische Westfalen“.

Und doch klingt zweimal der Name jener dichtenden Frau in den literarhistorischen

<sup>3</sup> Heinrich Schmedding (1774–1846) E. Friedländer. A. D. B. 31, S. 631 ff. Eine entsprechende Biographie fehlt.

<sup>4</sup> Hist.-krit. Ausgabe; a. a. O. Bd. XIII, S. 263; vgl. auch Bd. XII, S. 264.

<sup>5</sup> Das einzige Schreiben Schmeddings vom 10. August 1842, s. Hist.-krit. Ausg.: a. a. O. Bd. XIII, S. 157.

<sup>6</sup> Matthias Aulike (1807–1865), erster Direktor der kath. Abteilung im Kultusministerium.

Studien Eichendorffs auf, welche Westfalens Ruhm werden sollte, ja darüber hinaus Deutschlands Ehre: der Name der Freiin Annette von Droste-Hülshoff.

Zweimal wird der westfälischen Nachtigall in der Eichendorffschen „*Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“ Erwähnung getan. Das erstmal heißt es am Ende des Abschnittes II: „*Die Poesie der Reformation*“: „Wir haben so viele schöne geistliche Lieder und Sprüche von Friedrich Schlegel, von Werner, Clemens Brentano, von den ungenannten Dichtern in Diepenbrocks geistlichen Blumenstrauß und von Annette von Droste-Hülshoff in ihrem herrlichen geistlichen Jahr...“<sup>7</sup>.

Ein andermal kommt der Romantiker im Anschluß an seine Charakteristik Geibels und Stifters auf die Droste zu sprechen: „Tröstlich aber und als Pfand der Zukunft bedeutungsvoll ist es, zwischen jenen ungeheueren Staubwolken, aus denen uns nur stechende Augen und von Leidenschaften widerlich verzerrte Gesichter entgegenstieren, schon jetzt immer mehreren Dichtern zu begegnen, die das Herz haben, mitten in dieser Verwirrung ein anderes Banner zu entfalten. Wir nennen nur hier Emmanuel Geibels „*Gedichte*“, Adalbert Stifters „*Studien*“ und Annette von Droste-Hülshoff, die in ihrem „*Geistlichen Jahr*“ wahrhaft übermächtig mit den Zweifeln und Versuchungen der modernen Bildung ringt, bis Lust und Schmerz sich in göttlicher Liebe verklären.“<sup>8</sup>

Die zweimalige Erwähnung des „*Geistlichen Jahres*“ der Droste legt den Gedanken nahe, daß der schlesische Sänger die übrigen Werke der Dichterin, wie etwa die „*Judenbuche*“, kaum gekannt hat. Immerhin konnten beide als Mitarbeiter der „*Historisch-politischen Blätter*“ unbewußt von manchen ihrer Prosaaufsätze Kenntnis haben.

Kennzeichnenderweise hebt Eichendorff bei Annettes Dichtung nur den religiösen Geist hervor, und es ist auch ziemlich sicher, daß der geschworene Knappe der Romantik keiner Art von Realismus, mag man diesen auch den „poetischen Realismus“ nennen, Geschmack abgewinnen konnte.

Außer dem Westfalen Diepenbrock, der eigentlich mehr im Vorbeigehen erwähnt wird, stoßen wir dann in der Korrespondenz des Romantikers noch auf einen Briefrest an Friedrich Wilhelm Grimme<sup>9</sup>. Dieser hatte ihm nach Ausweis der Eichendorffschen Zeilen seine

---

<sup>7</sup> In Koschs Neuausgabe (Kempten 1906), S. 208.

<sup>8</sup> Jb. S. 536. In der Schrift Eichendorffs „*Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland*“ (Leipzig 1847) an der betreffenden Stelle (S. 290) noch nicht gesagt, mithin später eingeschoben.

<sup>9</sup> Friedrich Wilhelm Grimme (1827–1887), Philologe, bekannt als sauerländischer Dialektdichter. Brief vom 9. Juli 1857. Hist.-krit. Ausgabe: a. a. O. Bd. XII, S. 235. Nach den Angaben von Professor Hubert Grimme, dem Sohne des Dichters, sind aber noch mehr Briefe Eichendorffs an seinen Vater gelangt.

Gedichte zugesandt und erhielt darauf folgende ehrende Antwort: „...Ich kann schließlich sagen, daß mir die unmittelbare frische Klage, die wie ein Frühlingshauch durch Ihre Romanzen weht, sowie das plastische Naturgefühl überaus wohltuend war in einer Zeit, wo einerseits die kurfähige Sentimentalität der Putlitz, Gräfin von Schwerin in ihrem: *Was sich der Wald erzählt* usw. und andererseits das weinerliche Geleier von Redwitz und Konsorten alle Poesie zu verhimmeln droht.“

Mit diesem reizvollen Echo brechen die Beziehungen Eichendorffs zu der westfälischen Dichterwelt ab, und es ist müßig, darüber nachzusinnen, wie ein Epos wie „*Dreizehnlinden*“ von dem „letzten Ritter der Romantik“ aufgenommen worden wäre.

Bleibe noch hinzuzufügen, daß Eichendorff für sein letztes Werk die „*Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“ einen westfälischen Verleger gewann: Ferdinand Schöningh zu Paderborn. Der Dichter spendete ihm das Lob, daß er sich bei der Verlagsübernahme „nobel und anständig benommen“ habe.<sup>10</sup>

Die Literaturgeschichte brachte es auf drei Auflagen; Schöningh tat dann schließlich noch ein Übriges: er verlegte zunächst ein Werk „*Aus dem literarischen Nachlasse Joseph Freiherrn von Eichendorff*“ (Paderborn 1866) und faßte dann unter dem Titel „*Vermischte Schriften*“ mehrere literarhistorische Studien zusammen (Paderborn 2. Auflage 1866), welche auch heute noch Wert besitzen.

So spielt das nordwestliche Grenzland in Eichendorffs Leben und Schaffen doch eine größere Rolle, als es zunächst scheinen mochte, und daß in unseren Tagen das Andenken des großen Sängers dort ebenfalls nicht vergessen ist, vermag man u. a. daraus zu ersehen, daß nach dem Weltkriege Gruppen der Eichendorff-Gesellschaft in Westfalen entstanden, so in Bottrop.

Und wie könnte die Erinnerung an einen Dichter erlöschen, der sich so in das Herz des Volkes gesungen hat – Eichendorff stirbt nicht, es sei denn, daß Deutschland stürbe!

---

<sup>10</sup> W. Kosch: *Menschen und Bücher*. Leipzig 1912. S. 133.

## Ludwig von Besserer-Dahlfingen

Von Karl Willi Moser

Die Umwelt des Dichters ist von den Eichendorff-Forschern bisher ausführlich und klar dargestellt worden. Nur einen Mann hat die Forschung seltsamerweise wenig oder nicht beachtet: den Schwiegersohn Eichendorffs. Und doch verdient es Ludwig von Besserer-Dahlfingen, ausführlich gewürdigt zu werden, war doch sein Lebenskreis viele Jahre um den des Dichters gezogen, blieb doch seine Lebensuhr fast zur gleichen Zeit mit der des Dichters stehen.

Einem alten Ulmer Patrizier-Geschlecht entstammend – dem Geschlecht wurde am 29.10.1552 von Karl V. der Adel bestätigt – waren die Besserers später aus ihren Besitzungen in Bayern nach Ostdeutschland gekommen. Dem Kapitän a. D. (zuletzt im Inf.-Regt. Nr. 1) Franz von Besserer-Dahlfingen und seiner Ehefrau Amalie, geborene von Fiedler, wurde am 12.12.1809 in Königsberg i. Pr. ein Sohn geboren: Louis Gustav Adolf. Der Knabe war für den Offizierstand ausersehen, und sein ganzes Leben wurde das Muster eines in der Pflicht vollständig aufgehenden, im aufreibenden, harten Dienst sich verzehrenden Offiziers! Seine erste militärische Erziehung wurde ihm in den Kadettenkorps zu Ulm und Berlin zuteil. Noch nicht 18-jährig wird er am 28.7.1827 dem 4. Inf.-Rgt. in Danzig als Unteroffizier zugewiesen, im selben Regiment am 15.5.1828 Portepee-Fähnrich und erhält ein Jahr später (17.8.1829) seine Achselstücke. Zunächst ist er überzähliger Sec.-Leutnant und rangiert erst am 12.11.1831 in den Etat ein.

Stolze Familienüberlieferung, einfach-strenge Erziehung im elterlichen Hause hatten in Gemeinschaft mit der harten militärischen Schule inzwischen eine feste, unbeugsame Persönlichkeit geformt, die ihren letzten Schliff durch ein dreijähriges Kommando in der „allgemeinen Kriegsschule“ erhielt (1833–1836). In dieser Berliner Zeit wird er auch mit der Familie des Dichters bekannt. Er schließt sich besonders an die am 9.5.1817 in Breslau geborene Tochter Eichendorffs, Therese, an. Auf ihre sonnige Jugend war soeben der erste Reif gefallen. Ihr Verlöbnis mit einem Leutnant von Kaminietz wurde von dem Dichter und den verantwortungsvollen Verlobten aufgelöst, weil das schwere Lungenleiden des Bräutigams eine eheliche Verbindung nicht wünschenswert erscheinen ließ. Des Dichters Schwester, die unter der Einsamkeit stetig leidende Louise,

schrieb am 4.8.1836 aus Tworkau darüber: „Dein Brief und das ewig lange Schweigen der Trienter (Wilhelm ist Kreishauptmann von Trient) stimmt mich so wehmütig und trübe, auch die gescheiterten Hoffnungen der armen Resi und K ... mögen etwas dazu beitragen. Besonders, ich muß es aufrichtig gestehen, fühle ich namenloses Mitleid mit K... Resi ist noch sehr jung und wirklich so bildhübsch, daß mit der Zeit eine neue Liebe die ältere allmählich in den Schatten stellen kann, K... aber teilt mit mir ein gleiches Los und wird lange zu kämpfen und zu leiden haben, wenn er sonst wahrhaft liebte. Nun Gott gebe beiden Kraft. Du aber, als guter, für das künftige Wohl Deiner Kinder sorgender Vater konntest nicht anders handeln...“.

Aus jener Zeit besitzt das Deutsche Eichendorff-Museum aus dem literarischen Nachlaß einen handschriftlichen Entwurf des Dichters, „An Kaminietz i. e. An einen sterbenden Soldatenbräutigam. Totenopfer“ überschrieben. Er schreibt darin: „Wie schön war es in Sedlnitz: die erste aufdämmernde Liebe. Alles in Morgenroth! – Wie ist's denn nun so anders, wie wandelt alles schnell, es liegt hier schon alles in tiefem Abendroth. – Sind das die Abendglocken, die da gehen, oder bedeutet's Sterben – Sie (Therese) ist noch roth, Du bleich und immer bleicher, die Luft dunkelt schon, wie ist der Himmel von Sterne so reich! – Du hast sie nur noch einmal sehn wollen, u. ihr Bild haben. Es hat nicht seyn sollen p. – Wie Kriegsmusik schallt es von ferne (von droben), Und ruft Dich, frommer Offizier (von hier), Du mußt nun ausrücken. / Und machen uns Quartier. – / Treulieb ist unverloren, / Wie bald ist alles hin! / Und Du empfängst einst an den Himmelsthoren / Die müde Pilgerin.“ –

Aus diesem Erlebnis entstand in den „*Totenopfern*“ das Gedicht: „*An einen Offizier, der als Bräutigam starb*“. – Der Grad der Krankheit des Bräutigams muß aber von den Beteiligten weit überschätzt worden sein. Thereses Tochter, die am 11.11.1918 in Naumburg verstorbene Helene, schreibt darüber unterm 30.3.1913 an ihren Vetter Karl nach Wiesbaden: „... daß Mamas erster Bräutigam nicht als Bräutigam gestorben ist, weiß ich aus ihrem Munde bestimmt. Vielleicht hat Großpapa praktisch gemeint, er sei eben der Mama, der Braut gestorben, in dem Sinne, daß sie ihn für immer verloren hat, oder er nahm es als sicher an, daß der kränkliche Mensch nicht mehr lange leben könne. Mama führte die Auflösung der Verlobung öfters als direktes Beispiel für die Kurzsichtigkeit der Menschen und als Beweis an, wie wenig man die Zukunft voraussehen könne, da er eben Papa um 10–15 Jahre überlebt hat“. –

Besserer verlobt sich mit Therese und führt sie am 2. Juli 1837 heim. Die Hochzeit ist in Sedlnitz, der letzten Insel des im Meere der Sorgen längst versunkenen stolzen

Familienbesitzes. Eichendorff bittet also ein zweites Mal seinen Vorgesetzten, den Freiherrn von Altenstein, um Urlaub zur Hochzeit der Tochter (s. Brief v. 14.5.1836) und schreibt unterm 14.4.1837: „Euer Exellenz hatten schon im vorigen Jahre die Gnade, mir zur Erledigung von Familienangelegenheiten, einen Urlaub nach Schlesien zu bewilligen, von dem ich aber damals, eingetretene Umstände wegen, keinen Gebrauch machen konnte...“ – „... Euer Exellenz sehe ich mich daher genötigt, ganz gehorsamst zu bitten, mir zu einer Reise in Familienangelegenheiten nach Ratibor in Oberschlesien vom 17. Mai d. J. ab einen zweimonatlichen Urlaub hochgeneigtest erteilen zu wollen.“ Das Traubuch aus Sedlnitz meldet: Vermählung der Baroneß Maria Theresia von Eichendorff. – 2. Juli 1837 – Der Bräutigam: Louis Gustav Leopold Besserer von Dahlfingen, Secund. Lieutenant im 4. Regiment Sr. M. des Königs von Preußen, Sohn des Franz Besserer von Dahlfingen, Capitän im 1. Infanterie-Reg. von Preußen und der Amalia, geb. von Fiedler, 27½ Jahre alt. – Die Braut: Maria Theresia Alexandrine, Tochter des Josef Freiherrn von Eichendorff, kgl. Regierungsrates in geistlichen Angelegenheiten, und der Louise, geb. von Larisch, 20 Jahre alt. – Zeugen: Anton Heinrich von Larisch, kgl. Preuß. Justizrat. – Hans Otto von Wolfersdorff, k. pr. Kammergerichts Referendar. – Kraft allerhöchster Cabinetsorder 20. Mai, Militärconsens vom 3. Juni 1837, Verkündigungsscheine und Dimihsionale, Danzig den 11. Juni, Berlin den 30. Mai 1837, Oberpräsidiums Consens, Königsberg dto. 21./4.1837, Zahl 3349. – Ich Vater Josef Baron von Eichendorff, der Minderjährigen Fräulein Braut Maria Theresia Alexandrine, Baronesse von Eichendorff, gebe zu dieser Ehe meine Einwilligung. Urkund dessen meine und der erbetenen Herren Zeugen eigenhändige Namensunterschrift:

Vater: Josef Baron von Eichendorff, kgl. Preuß. Regierungsrat,  
Anton Heinrich von Larisch, Zeuge,  
Hans von Wolfersdorff als Zeuge.

Der tüchtige Offizier ist also inzwischen (1837) zum 4. Inf.-Rgt. nach Danzig versetzt worden, tritt seinen Dienst im August 1837 an und wird gleichzeitig – trotz seines niedrigen Ranges – (er ist immer noch Sec. Leutnant) – Lehrer an der Divisionsschule der 2. Division; als solcher wirkt er bis 1846! Das junge Paar wohnt in Danzig, im Herbst 1838 weilt die Gattin des Dichters bei ihm, da Therese ihren Gatten am 19.9. mit dem Erstgeborenen, Otto, beschenkt. „Die neuen Verhältnisse meiner beiden jetzt in Danzig lebenden Kinder nämlich machen eine persönliche Einwirkung meinerseits dringend wünschenswert. Auch befindet sich meine Frau gegenwärtig zum Besuche in Danzig, welche ich bei dieser Gelegenheit von dort abholen zu können wünsche, um

sie bei der vorgerückten Jahreszeit, und ihrer Kränklichkeit, die weite Reise nicht allein machen zu lassen.“ (Brief vom 24.9.1838 an Frh. v. Altenstein). –

Zunehmend schließt sich der Dichter an den geraden, schlichten Offizier an, über dessen ganzes Tun immer nur das Wort: „Dienen“ steht. Besserers Bildungsgrad ragt auch weit über das übliche Maß hinaus. So ist er ein besonderer Kenner der französischen Sprache und Literatur. Die zweite Danziger Zeit (1843–46) führt die beiden Männer immer mehr zusammen. Innig ist das Verhältnis zwischen den „alten“ und „jungen“ Leuten. Gemeinsam fahren sie im September 1846 nach Wien, ja, Besserer will vielleicht Sednitz pachten. Da zerreißt das Schicksal allzufrüh das Band des Beisammenseins. Besserer erhält am 21.5.1847 seine Beförderung zum Prämier Leutnant und zum 25.11. seine Berufung als Lehrer des Berliner Kadettenkorps. Im selben Jahr erwartet Therese ihr viertes Kind! Das gibt die Veranlassung, daß der Wiener Aufenthalt des Dichters abgebrochen wird. – Brief an Hermann vom 9.2.1847 aus Wien, Vorstadt Landstraße, Ungargasse 488: „Denn in Wien selbst bleiben wir nur bis zum 3. Mai, ziehen sodann nach Baden und reisen von Baden höchstwahrscheinlich schon in den ersten Tagen Juni's nach Danzig zurück, weil Theres im Juli ihre Entbindung erwartet...“ – „Da aber meine Tochter schon zu Ende dieses Monats neuerdings ihre Entbindung erwartet, diese aber in der Fremde immer bedenklich und kostspielig, auch eine so weite Reise mit einem neugeborenen Passagier höchstbeschwerlich ist, so änderte jener unerwartete Umstand unseren ursprünglichen Plan und wir sind eiligst schon jetzt zurückgekehrt.“ (Brief vom 9.7.1847 an Theodor von Schön).

Die in Danzig bestens bewährte Hausgemeinschaft wird in Berlin fortgesetzt. Seinen 60. Geburtstag feiert der Dichter im kgl. Kadettenhause, Neue Friedrichstraße. Da fegt auch schon der Revolutionssturm mitten hinein in das Familienidyll. In Berlin toben sich die Straßenkämpfe besonders heftig in der Nähe des Kadettenhauses aus. Eilig geht es nach Dresden, Therese mit ihren Kindern flüchten mit. Zunächst wohnen sie im Linke'schen Bade. „Den 21.10. aber vertrieben uns Wind und Kälte, und wir bezogen die ‚Stadt Wien‘; dort vertrieb uns die Teuerung, und so bewohnen wir seit gestern ein recht komfortables Quartier von vier zusammenhängenden möblierten Zimmern, 2 Treppen hoch, in der Altstadt (Johannesgasse Nr. 12), mit der Aussicht auf die Promenade.“ „Besserer ist mit allen Kadetten und den dazu gehörigen Offizieren in Fürstenwalde, wo sie förmlich einquartiert sind.“ – „Ob sie noch lange dort bleiben oder wieder nach Berlin zurückkehren oder einstweilen beurlaubt werden, weiß niemand“, schreibt der Dichter in demselben Briefe am 22.11.1848 aus Dresden an den Sohn Hermann nach Potsdam. Nur Therese unterbricht wiederholt ihren Dresdner Aufent-

halt, um sich in Berlin um ihren Gatten kümmern zu können. (Briefe v. 25.1. und 2.6.1849 an v. Schön, v. 7.3. und 1.6.1849 an Dreves). – Endlich wird der harte Ausbildungsdienst der Kadetten durch die Ferien für kurze Zeit unterbrochen und Besserer genießt in diesen Tagen in Dresden das Glück des Familienlebens, dem er durch den harten Dienst oft entsagen muß. „Meine Tochter ist jetzt wieder bei uns, auch mein Schwiegersohn, da das Cadettencorps auf wenige Wochen Ferien hat. Um die Mitte September gedenken wir Dresden zu verlassen und unsere etwas langweiligen Winterquartiere in dem Kadettenhause zu Berlin wieder zu beziehen“ schreibt Eichendorff am 1.8.1849 an Lebrecht Dreves; am 6.11.1849 wieder an diesen. „... wir haben Ende September das schöne Dresden verlassen und uns wieder hier, Neue Friedrichstraße im Kadettenhause, angesiedelt.“ Das gemeinsame Schicksal schweißt beide Familien immer inniger zusammen, Dreves erhält unterm 22.2.1850 die Nachricht: „daß meine Tochter im August oder September ihrer Entbindung entgegenseht, daß meine Frau es für ihre Pflicht hält, sie dabei zu pflegen.“

Besserers Laufbahn geht inzwischen seinen Weg nach oben. Von 1848–1855 ist er Mitglied der 2. Abt. der Ober-Militär-Examinations-Kommission, er wird am 15.6.1850 zum Hauptmann und Kompagnie-Chef befördert, am 16.11. desselben Jahres dem 15. Inf.-Regiment aggregiert und schließlich am 21.12.1850 in das 12. Inf.-Reg. einrangiert. Am 8.3.1851 rückt er wieder in gleicher Stellung in sein vertrautes Berliner Kadettenkorps ein. Das Paradies Sedlnitz hat alle im Sommer 1851 zu glücklichem Beisammensein aufgenommen; auch Besserer genießt den stillen Frieden des einsamen Landgutes im „Kuhländchen“. Mit seinem Ältesten, Otto, der Schwester des Dichters, Louise, und den beiden Fräulein Woke (Bekannte aus Ratibor) reist der Schwiegersohn den anderen voraus und holt am 16.10. den Dichter in Berlin am Bahnhof ab. Der Sedlnitzer Verwalter, Bayer, ist mit seiner Tochter mitgefahren und Besserer zeigt ihm Berlin. „Er hat möglichst alles Sehenswerte gesehen, die Theater, Museen, Tiergarten, Zoologischen Garten. Besserer hat auch einen Abstecher mit ihm nach Potsdam und Sanssouci gemacht.“ (Brief v. 17.10.1851 an Hermann).

1852 sind alle wieder im geliebten Sedlnitz; nur Besserer fehlt, er kann sich nur ein paar Urlaubstage abringen. Therese ist wieder hoffend. Am 3. Mai erhalten die Verwandten die Geburtsanzeige der kleinen Helene, die Besserer bei Hermann mit dem handschriftlichen Zusatz versieht: „Alles gesund.“ Von dieser Helene erzählt der Dichter in seinem Brief an Theodor von Schön am 18.5.1852: „... dazu kommt noch, daß

meine Tochter am 3. d. M., gottlob glücklich von einem Mädchen, entbunden worden...“ – Rastlos geht das Soldatenleben des immerbeschäftigten Offiziers weiter, ja, Kriegssorgen überschatten 1854 das innige Familienleben. „Indeß hat diese Ungewißheit der politischen Lage auch uns in unseren Sommerplänen vollkommen derangiert. Es wäre nämlich wohl möglich, daß Besserer bei etwaiger Mobilmachung plötzlich abgehen und die Wohnung leer stehen lassen müßte, während dagegen in Sedlnitz jedenfalls beständige Durchmärsche und Einquartierungen zu erwarten sind. Wir haben es daher auch schon wegen der Pension, für geratener gehalten, für dieses Jahr die Reise nach Sedlnitz ganz aufzugeben und dafür ein Sommerquartier auf dem Kreuzberge zu mieten. Die Wohnung ist recht hübsch und schön gelegen mit einem großen Garten, der ganz zu unserer Disposition steht. Sedlnitz ist es freilich nicht!“ schreibt der Dichter am 29.3.1854 an Hermann. Zum letzten Male wird der gemeinsame Freudenbecher am Weihnachtsfest genossen. „Einbescherung bei uns und bei Besserers.“

Das Schicksalsjahr 1855 ist für die Familie herangebrochen. Louise ist schwerkrank. „Die arme Mutter ist von ihrer sehr schweren Krankheit gottlob! so weit hergestellt, daß sie nun den Tag über außer dem Bette zubringen und auch bei Besserers wieder mit uns zusammen essen kann.“ (15.3.1855.) Am 8.5. erhält Besserer seine unverhoffte Versetzung als Hauptmann und Kompagniechef in das 23. Inf.-Regiment nach Neisse. Das teilt Eichendorff auch Jegor von Sivers am 3.6.1855 mit: „Dazu kommt, daß mein Schwiegersohn Besserer aus dem Kadettenkorps wieder in die Armee, und zwar nach Neisse in Oberschlesien versetzt ist, wo wir demnach alle den nächsten Winter verleben werden. Der Ort ist ziemlich groß, freundlich, in schöner Gegend und meiner eigentlichen Heimat ganz nahegelegen, also noch möglichst günstig.“ Der Schwiegersohn zieht vorläufig allein nach Neisse, Therese bleibt mit den Kindern in Berlin, dann in Cöthen, wo der Dichter mit seiner immer kränkeren Gattin am 16. Juli aus Karlsbad ebenfalls eintrifft. Dort trifft auch auf ein paar Tage Rudolf mit seiner Gattin, Marie, auf seiner Durchreise von Danzig nach Sedlnitz ein. Die Abreise nach Neisse wird schon besprochen, „wo es übrigens dem Besserer recht gut gefällt.“ (an Hermann: 27.9.1855 aus Cöthen). – Therese fährt endlich mit den Kindern am 31.10. von Berlin aus dem gemeinsamen Quartier, Schlössers Hotel garni in der Jägerstraße, zu ihrem Gatten voraus, und der Dichter folgt, nachdem er sich am 3.11. bei Therese über die besten Reiseverbindungen erkundigt hat, am 12.11. über Sorau, Breslau nach Neisse. Die Wohnung in der Breite Straße ist am 20. leer geworden. Aufopferungsvoll beteiligt sich der vielbeschäftigte Ludwig noch an der Pflege der rasch sich verzehrenden Schwiegermutter. „Die letzte Nacht wachte Besserer an ihrem Bett,

der sich überhaupt dabei sehr brav benommen hat“, heißt es in dem erschütternden Briefe des Dichters an Hermann vom 10.12.1855. Am 7.12.1855 meldet Besserer seinen Schwiegervater der Ortspolizeibehörde an. Viel sieht die Familie auch in Neisse nicht von ihrem Oberhaupt, die tapfere, leidgeprüfte Therese steht auch hier oft allein mit den Kindern. Daneben umrankt die Güte mit besonders fürsorglicher Liebe den nach dem Tode der Gattin verstörten Vater.

Der Zugvogel Eichendorff findet als Hausgenosse Besserers auch in seiner letzten Lebensstation keine Ruhe. Die Schönheit des Vororts Rochus vergoldet noch einmal seinen Lebensabend. „Ich wohne und lebe hier nach wie vor bei Besserer. Die Umgebungen von Neisse mit der Aussicht auf das nahe Glatzer Gebirge sind in der Tat reizend, und wir haben uns einen der schönsten Punkte zu unserem nächsten Sommeraufenthalte auserwählt“ (an Jegor v. Sivers am 8.4.1856) – und wieder an diesen am 29.7.: „Die Gegend um Neisse ist allerdings wahrhaft paradisesisch und gerade auf dem schönsten Punkte, mit dem Blick auf das nahe Gebirge, habe ich mit den Meinigen meinen Sommeraufenthalt aufgeschlagen.“ Mit dem Verfärben der frühherbstlichen Bäume verlassen Besserers mit dem Dichter am 26.9.1856 für immer das idyllische Rochus. Auch Besserer ist wieder einmal daheim. „Wir haben schon am 26.9. das stille Rochus verlassen und wieder unsere Winterquartiere bezogen. – Auch ist Besserer am 28. vom Manoeuvre zurückgekehrt, und freute sich, uns in der Stadt zu finden.“

So hasten die Tage dahin. Eine in Aussicht stehende Versetzung Besserers an den Rhein bildet, besonders für die an das entsagungsvolle, stille Dulderleben gewöhnte oft einsame Therese die einzige Hoffnung und das belebende Tagesgespräch in dem stumpfen Gleichmaß der arbeitsreichen Tage. Endlich begleitet der Schwiegersohn den Dichter auch in sein letztes diesseitiges Quartier. Am 9.1.1857 schreibt dieser an Hermann: „Wir werden kommenden Sommer das schöne Rochus nicht wieder beziehen, die große Entfernung hat allzuvielen Übelstände. Dagegen haben wir vom 1. April ab hier in der Friedrichstadt eine Wohnung mit einem kleinen Garten gemietet.“ „Am 2. April treten wir, will's Gott, unsere Völkerwanderung aus der alten Wohnung in die neue an, und wollen uns dort in dem winzigen Gärtchen, aus dem wir wenigstens ein Streifchen Gebirge übersehen, getrost einbilden, daß es das schöne Rochus sei.“ (Brief v. 15.3.1857 an Klara.) Die Hausbälle und Abendgesellschaften des Winters sind längst verklungen.

Der Dichter hat seinen Schwiegersohn immer mehr ins Herz geschlossen. Das ungleiche Bekenntnis kann auch sie niemals trennen! In jedem Brief aus Johannesberg bedenkt er ihn mit Grüßen und kleinen Aufmerksamkeiten, z. B.: „am Montag, den (ich weiß

nicht wievielten) Für Besserer nur noch die Notiz, daß jetzt hier ein Bräuer aus Bayern ist, der ein prächtiges bayrisches Bier macht, das ich auch, auf des F: B: Einladung, bereits verkostet habe.“

Die bevorstehende Versetzung nimmt festere Formen an. Therese schreibt nach Johannesberg, daß es vielleicht nach Oppeln geht. „Nun, wie Gott will, es wäre noch nicht das allerschlechteste“ antwortet der Vater am 17.8.

Louis wird auf lange Zeit durch die ausgebrochene Viehseuche mit seiner Kompanie in Liebenau bei Patschkau aufgehalten, schließlich plant man ein Zusammentreffen dortselbst, das endlich am 24.8. stattfindet. Therese ist mit den Kindern mit dem Wagen hingefahren, der Vater ist von Johannesberg herbeigeeilt. Allzuschnell sind die glücklichen Stunden zerronnen. Besserer besucht am 13.9. ein letztes Mal den Dichter in Johannesberg, der drei Tage später endgültig nach Neisse zurückkehren will. „Besserer war gestern hier ... Es wäre mir sehr lieb, und der F: B: würde es hoch aufnehmen, wenn Du mich hier abholtest ... Der früheste Termin würde dann wohl der nächste Donnerstag (der 17.), der späteste heute über 8 Tage, also der nächste Montag sein.“

Trüber, naßkalter November. Langsam verlischt das Dichterleben. Aufopferungsvoll beteiligt sich Ludwig an der Pflege seines Schwiegervaters, tief erschüttert ist er durch seinen Tod. Seine ganze Anhänglichkeit und Liebe offenbart sich in seinem Brief vom 27.11. an seinen Schwager, Hermann, nach Aachen: „Gottes Hand ruht schwer auf uns, doch müssen wir uns in Demuth fügen. – Gott tröste uns! Hier ist der Jammer groß!“

Der Alltag hat allmählich über die Wunden des Schmerzes ein mildes Tuch rastloser Betätigung gelegt. Der Dienst geht weiter. Am 15.12.1857 kommt endlich die lang erwartete Ernennung zum Major; die damit erhoffte Versetzung an den Rhein bleibt leider aus. Dafür erhält Besserer am 14.1.1858 unverhofft seine Berufung als „Direktor“ der kombinierten Divisionsschule des VI. Armeekorps in Neisse. Nun gibt es neben dem anstrengenden Dienst in der Truppe aufreibende Arbeit für die auszubildenden Fähnriche. Die Neisser Divisionsschule war nach den Verbesserungsvorschlägen von 1841 in sechs ½-monatliche Kurse eingerichtet; der Lehrplan umfaßte: Theorie, Waffenlehre, Taktik, Fortifikation, Theorie des Zeichnens, Aufnehmens, Planzeichnen, Militärliteratur, Reiten, Fechten, Voltigieren. Dem „Direktor“ standen sechs nebenamtliche Lehrer zur Seite. In Neisse war die Divisionsschule in der Bischofstraße Nr. 72 (heute Nr. 13) untergebracht, die beschränkten Räume mußten vielseitig benutzt werden, so das Bibliothekszimmer zum Fechten.

Erst später entstand nach einer Kabinettsordre vom 30.6.1859 nach den Reformvor-

schlagen des an die Spitze des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens berufenen Generals, Eduard von Peucker, – geb. 1791 in Schmiedeberg i. Riesengebirge – am linken Neißeufer nach den Plänen von Stadtarchitekt Franke ein besonderes, geräumiges Kriegsschulgebäude, das am 1.10.1860 von Bürgermeister Kutzen dem 1. Direktor, Major à la suite d. Generalstabes Stiehle, – starb 1899 als von Stiehle, General der Infanterie, Chef des Ingenieur-Pionierkorps, Generalinspekteur der Festungen und Generaladjutant Wilhelm I. – übergeben wurde. Die Stadt Neisse erhielt vom Fiskus eine jährliche Miete von 12 000 Mark, die sich später durch die eingeführte Gasbeleuchtung und angelegte Badeanstalt um 460 Mark erhöhte. Ludwig von Besserer-Dahlfingen mußte unter weit schwierigeren Verhältnissen seine Schule leiten! Daneben ging sein Dienst in der Truppe ununterbrochen weiter. Dieser entwindet ihm auch vier Monate nach dem Tode des Dichters für immer seinen Degen. Ein nächtlicher Ronderitt hat ihm eine Lungen- und Rippenfellentzündung eingebracht, der er am 21. März 1858 in derselben Wohnung, in der sein Schwiegervater verschied, erlag. Das Offizierskorps der Dreiundzwanziger widmete ihm folgenden Nachruf: „Am 21. d. Mts. verstarb zu Neisse nach kurzem Krankenlager Herr Louis Besserer von Dahlfingen, Major im Kgl. 23ten Inf. Rgt. Wir betrauern in dem Dahingeschiedenen einen hochgeachteten Vorgesetzten und ehrenwerten Kameraden, den Verlust eines Vorbildes echt ritterlicher Gesinnung.“ Nach dem bergigen Garnisons-Friedhof an der „Ziegel-Barriere“ brachte man den Entschlafenen zu seinen vorangegangenen Kameraden. Herzlich sprach Divisionsprediger Hoche am offenen Grabe: „Zwar sind es kaum drei Jahre, daß unser heimgegangener Freund in unsere Stadt eingezogen und die engen Bande des gemeinschaftlichen Berufslebens mit uns angeknüpft hat – aber auch diese kurze Zeit hat hingereicht, um Jedem ohne Ausnahme, selbst bei entfernterer Bekanntschaft, seinen Tod schmerzlich und sein Andenken theuer zu machen. Denn die hohe, köstliche Gabe, die vor allen anderen geeignet ist, Herzen nicht blos zu gewinnen, sondern auch dauernd zu fesseln – die Gabe einer milden, zu Rath und That bereiten und des Wehethuns und Kränkens ganz unfähigen Liebe – sie war das schöne Gepräge, mit der die Gnade des Herren das Leben unseres Freundes in so reichem Maße geschmückt hatte. Zu diesem Eindrücke einer wahrhaft liebenswürdigen Persönlichkeit, die, von Härte und Anmaßung frei, in jedem Kreise erfreuend und willkommen war, gesellte sich aber noch für seine näheren Bekannten die Freude seiner Kenntnisse, die jede tiefer gehende Unterhaltung anziehend und belehrend machten; vor Allem aber die Freude an der Redlichkeit seines Wesens und an der Zuverlässigkeit seines Freundessinnes.“ (Gedruckt bei Rosenkranz und Bär, Neisse 1858). –

Über achtzig Jahre deckt nun der grüne Rasen das Sterbliche dieses edlen Mannes. Sein Grab wurde 1932 leider versehentlich eingeebnet, so daß sie heute die Lage desselben nicht mehr feststellen lässt. Nur sein Grabstein ist uns erhalten geblieben: HIER RUHT LOUIS VON BESSERER-DAHLFINGEN, MAJOR IM 23. INF. RGT. Geboren d. 12. Dezbr. 1809 – Gestorben d. 21. März 1858.

Die Standortverwaltung hat ihn in anerkennenswerter Weise der Deutschen Eichendorff-Stiftung übereignet. Moosüberzogen liegt er an der Böschung zur schlichten Friedhofskapelle. Über ihm rauschen die alten Bäume das ewige Lied über dem Schläfer. Sein Leben war Arbeit und Pflichterfüllung und deshalb schön, sein hoher Geist gab Allen, die ihn kannten. Er war ein Wegbegleiter unseres Dichters, und dieser liebte ihn! Und Eichendorff liebte nur edle, feinsinnige Menschen. In stiller Ehrfurcht stehen wir an der Stätte, an der vor zweiundachtzig Jahren sein Kämpferherz stehenblieb:

„Wir armen, armen Toren! Wir irren ja im Graus  
Des Dunkels noch verloren – Du fand’st dich längst nach Haus.“

---

#### Literatur-Verzeichnis

Sämtliche Werke d. Frh. J. v. Eichendorff.

Kosch / Sauer: *Sämtliche Werke*, Historisch-kritische Ausgabe. Regensburg 1913.

Weltzel: *Geschichte des edlen und freiherrlichen Geschlechtes v. Eichendorff*. Ratibor 1876.

Hüger: *Geschichte der Kriegsschule in Neisse*. Berlin 1910.

Maurhoff: *Offizier-Stammliste d. Kgl. Preuß. Inf.-Rgt. v. Winterfeldt* (2. Oberschlesisches) Nr. 23 – Berlin 1913.

## Eichendorff in Berlin

Von Alfons Hayduk

Schon nachmittags erblickten die Brüder zu ihrer Freude die Türme der preußischen Hauptstadt, die aber gleich darauf wieder in einem fürchterlichen Schneegestöber unsichtbar wurden.

Doch wie zur Versöhnung nach allem wurde es windstill und freundlicher, je näher das Dreigespann der Stadt kam. Im milden Licht der trauten Mondlaterne rollte der Wagen durchs Landsberger Tor.

In der „Stadt Paris“ in der Brüderstraße wurde Quartier genommen.

Die Anstrengungen der abenteuerlichen Fahrt auf der novemberlichen Oder hatten die jungen Barone arg mitgenommen. Wohl kam Wilhelm dank seiner kräftigeren Natur leichter über die körperlichen Beschwerden hinweg als sein zartgebauter Bruder. Doch dies war es nicht allein.

Joseph schien irgendwie aus dem Gleichgewicht geraten zu sein. Eine flackernde Unruhe lag über seinem Wesen, die auch nicht wich, als Graf Otto Heinrich eingetroffen war, dem zuliebe eigentlich die Reise nach Berlin unternommen worden war. Wilhelm bemerkte einen inneren Abstand, den Joseph dem Freunde gegenüber wahrte, der seinerseits noch ganz von der Heidelberger Schwärmerei befangen war.

Nein, der junge Baron war nicht mehr dafür, alles Irdische nur aus einer gewissen Ferne anzuschauen, wie der Graf wünschte, damit es ein Gegenstand der Sehnsucht bleibe. Nein, Joseph hatte auf der abenteuerlichen Oderfahrt zu sehr alle Nähe erlebt. Ihm ging es jetzt nicht mehr um Sehnsucht, sondern um Wirklichkeit und Gestalt.

Otto Heinrich lächelte spöttisch und erhaben.

Aber mit welchem Ernst sprach der junge Schlesier zu dem überschwenglichen Sachsen von den gemeinsamen Erinnerungen an Görres, Brentano und Achim von Arnim und ihren Bemühungen um die Erneuerung des deutschen Wesens! Da zeigte sich in dem Gesicht des Jüngeren ein schattender Zug zunehmender Nachdenklichkeit.

Besonders jedoch war dies wahrzunehmen, wenn die Brüder im Prinz-Heinrich-Palais

---

Aus der Novelle „*Strom des Schicksals*“ von Alfons Hayduk (Deutscher Volksverlag München), die 1809 bis 1810 spielt und eine Oderfahrt der Brüder Wilhelm und Joseph von Eichendorff schildert. Wir geben hier das Schlußkapitel wieder.

zu Füßen jenes Professors Fichte saßen, dessen gewaltige Beredsamkeit und flammende Vaterlandsliebe sich vor allem an die Jugend der Nation richteten.

„Höchst komische, kleine, lahme Figur!“ stellte Joseph enttäuscht fest, als er zum ersten Male den berühmten Mann zum Katheder eilen sah. Und Wilhelm ergänzte noch kichernd: „Versoffene Nase!“

Aber wie schnell und gründlich war dies Äußere alles vergessen, als Fichte zu sprechen anhub, als er die Macht des schöpferischen Willens pries und von den Jünglingen der Nation forderte, daß aus Schwärmern und Träumern Charaktere werden: „Endlich muß es doch einmal aus diesem Schwanken heraus zum Entschlusse und zum Handeln kommen, und erst jetzt beginnt das Leben.“

Das Leben! Joseph haschte und faßte es in diesen fiebrigen Tagen, wo er es erreichen konnte. Da stand er mit heißglühenden Wangen neben seinem Bruder im Nationaltheater am Gendarmenmarkt im dichtesten Gedränge und erlebte zum dritten und eindringlichsten Male Schillers „*Wilhelm Tell*“. Zweimal hatte er diesem aufrüttelnden Drama in Breslau beigewohnt, aber jetzt, da durchaus vollkommene Schauspieler die Rolle innehatten, konnten Überraschung, Freude und Ergriffenheit keine Grenzen. Iffland spielte den Tell und gab mit jeder Szene seiner mitreißenden Gestaltung das Beste großer Charakterdarstellung. Aber nichts grub sich so tief in Josephs Seele wie jener Augenblick, da Tell vom Boot springt, und, gerettet, wieder festen Boden unter den Füßen hat. In stummem, überwältigendem Spiel griff da Iffland mit beiden Händen nach der Erde, nach der geliebten heimatlichen Erde, faßte sie in zitternder Andacht und hielt sie.

Dies konnte der junge Baron aus dem Schlesischen niemals mehr vergessen. Ja, selbst die Dyhernfurter Kantorgestalt erschien da noch, irgendwie dazugehörig, und hob beschwörend die Hände:

„Bleiben Sie auf dieser Erde!“

Und es rauchten an den Ufern all die Gesichter auf, welche die Reise auf dem Schicksalsstrom begleitet hatten, es wurde ihrer immer mehr, aber nur wenige blieben. Und das waren Wilhelm an seiner Seite, Steffens in Halle, Görres in Heidelberg, Fichte in Berlin und seine Lieben daheim, Vater, Mutter, die Braut.

Über allem aber ging ein Rauschen, das schwoll wie mächtiger Orgelton in die Klarheit: das ewige Rauschen der Heimatwälder.

Da schloß der junge Mensch die Augen, als brauche er nicht mehr zu suchen, als wäre die Entscheidung über seine Zukunft gefallen, als wüßte er um seinen Weg in die Heimat des Herzens.

„Was hast du nur?“ hörte er die brüderliche Stimme von ferne fragen.

„Nichts“, wollte er antworten, „nichts!“ Aber er stöhnte wie erlöst und sagte nur leise, als schämte er sich dessen noch: „Alles!“

Der Ältere verstand ihn nicht, bettete ihn sorgsam in eine Droschke und brachte ihn, in seinen Mantel gehüllt, ins Quartier.

Ein heftiges Nervenfieber warf Joseph aufs Krankenlager, von dem er sich erst im Frühjahr erheben sollte.

Als Wilhelm, erschrocken, am ersten Tage der Bettlägerigkeit seines Bruders sich umsichtig sorgend bemühte, bat ihn der Kranke, das Tagebuch hervorzuholen, worin er in seiner zierlichen Handschrift die ganze letzte Reise aufgezeichnet hatte. Ein loses Blatt fiel dabei zu Boden. Wilhelm bückte sich danach, und ehe er es aufs Bett legte, überflog sein Auge die ihm wohlbekanntesten Schriftzüge:

„Wer auf der Woge schlief,  
ein sanft gewiegtes Kind,  
kennt nicht des Lebens Tiefe,  
von süßen Träumen blind.

Doch wen die Stürme fassen,  
zu wildem Tanz und Fest,  
wen hoch auf dunklen Straßen  
die falsche Welt verläßt:

Der lernt sich wacker rühren,  
durch Nacht und Klippen hin  
lernt der das Steuer führen  
mit sichrem ernstem Sinn.

Der ist von echtem Kerne,  
erprobt zu Lust und Pein,  
der glaubt an Gott und Sterne,  
der soll mein Schiffmann sein.“

Und darunter stand schlicht und fest der brüderliche Namenszug:

Joseph von Eichendorff.

## Eichendorff-Sommerabend in Heidelberg

Ich stand auf deinem Heidelberger Gipfel,  
Mein Herz schloß gläubig alle Kammern auf:  
Es rauschten sacht ringsum die Waldeswipfel,  
Im Vollmond schimmerte des Flusses Lauf.

An ufersteilen hohen Bergeslehnen  
Stieg düfteschwer des Sommers satte Pracht.  
Wo sich der Sehnsucht Rosengärten dehnen,  
Schlug eine Nachtigall die halbe Nacht ...

Es schossen Stern bei Stern die Raumraketen –  
Manchmal ein Ton, den zag die Stille schuf –  
Der Flieder träumte an den Zaunstaketen –  
Bisweilen ein verschlafener Vogelruf. –

Aus Talgebreiten Ruch der Roggenfelder,  
Und fern und nah ein traurer Lichterschein.  
Weit ab am Horizont der Heimat Wälder  
Und drüben meine Vaterstadt am Rhein. –

Ich dachte deiner wie der seligsten der Zeiten  
Traumdeuter du, vom deutschen Heimwehtrieb! –  
Und meine Seele mußte ihre Flügel spreiten,  
Zu schauen, wo der Jugend Glück ihr blieb...

Karl Otto Frey

## JAHRESBERICHT DES DEUTSCHEN EICHENDORFF-MUSEUMS 1940

Lieber alter Freund!

Neisse, Ende November 1940

Schon im letzten Brief versprach ich Dir, etwas davon zu berichten, was wir jetzt im Kriege hier in unserem Deutschen Eichendorff-Museum treiben. Es wird Dir sicher so gehen, wie den meisten: Eichendorff-Museum? Das muß doch im Kriege ganz, ganz still liegen, da gibt es doch jetzt keine Zeit dafür. Weit gefehlt, mein Lieber! Wir fahren auch im Kriege mit „ganzer Kraft voraus.“

Der Besucherstrom hatte ganz natürlich nachgelassen. Das deutsche Volk verstand die Nöte der Reichsbahn und verzichtete selbstverständlich auf alle nicht nötigen Reisen. Schließlich stehen auch viele Eichendorff-Verehrer unter den Waffen. Dafür hallen die Räume oft von schweren Soldatenschritten wider. Da hörst Du alle deutschen Mundarten, und ich kann wirklich mit Eichendorff ausrufen:

„Gedanken geh'n und Lieder,

Ins liebe Deutsche Reich!“

Du glaubst nicht, mit welcher Andacht gerade die Soldatenbesucher die Welt Eichendorffs in sich aufnehmen; sie trinken förmlich jedes Wort um Eichendorff, der sie gerade in der Zeit, in der das Schwert spricht, mit einem großen „Stück ewigen Sonntags im Gemüt“ beschenkt. So versinkt der Soldat einmal in der Welt der Romantik, um Geist und Gemüt ausruhen zu lassen von der Schwere der Zeit. Etwas Eigentümliches muß ich dir noch mitteilen: ganz selten führe ich jetzt weibliche Besucher. –

Du wirst sagen – und das sagen viele –, „wenn die Besucherzahl durch den Krieg zurückging, so muß es jetzt schrecklich langweilig sein.“ Nein, ich langweile mich keineswegs! Ich wurde nämlich während des Krieges kriegswichtig eingesetzt, um die Lücke für einen Einberufenen zu füllen. Dadurch gehen freilich viele Stunden dem Museum verloren, und das ist um so schmerzlicher, als der Briefwechsel um unsere Eichendorffsache gerade jetzt im Kriege einen Umfang angenommen hat, der zwar erfreulich ist, aber nur unter Anspannung aller Kräfte bewältigt werden kann. Du kannst es Dir nicht vorstellen, wie groß die Anteilnahme um Eichendorff in allen deutschen Landschaften und Berufen ist. An der Spitze stehen natürlich die Verleger, denen wir besonders gern helfend zur Seite stehen. Nach ihnen stehen, darüber wirst Du staunen, die Juristen und Ärzte mit uns am meisten in Verbindung. Besonders erfreulich sind die vielen, vielen Zuschriften aus dem Felde! Zwei Ereignisse brachten in diesem Jahre dem Museum eine Riesenarbeit. Durch eine Besprechung unseres „*Taugenichts*“-Faksimiledruckes in der *Frankfurter Zeitung* erlebten wir eine Flut von Bestellungen und Anfragen, in der wir fast versanken. Durch sie wurden die Restbestände dieser Ausgabe völlig erschöpft; vielen, vielen mußten wir leider abschreiben. Aber die herzlichen Anerkennungen, die wir erhielten, waren der Mühe Lohn.

Eine weitere Großangriffswelle brachte uns die Einrichtung und Eröffnung der neuen Lubowitzer Gedenkstätte. Monatlang vorher warf der 26.11. d. J. seinen Schatten voraus, zahlreiche Besprechungen, Sitzungen, fernmündliche Gespräche und, immer wieder, Briefe folgten einander. Diese Arbeit ist zu still, um bemerkt zu werden, sie drängt sich nicht auf; auf viel Anerkennung dürfen wir nicht rechnen. Hier muß uns die Freude an der Sache selbst Ansporn sein.

Es wird Deine Bewunderung auslösen, daß wir Eichendorffs Todestag trotz dieser Mehrarbeit – bedenke mitten im Kriege – sogar zweimal begingen. Neben der Lubowitzer Feier zur Eröffnung der Gedenkstätte führten wir am Sonntag zuvor in unserem Museum eine Gedenkstunde mit Dr. Baumgart von der Universität Breslau durch. „*Goethe und Eichendorff*“ hieß sein Vortrag, der von den diesmal außergewöhnlich zahlreich erschienenen Eichendorff-Freunden beifällig aufgenommen wurde. Der Grünschmuck und die anheimelnde natürliche Kerzenbeleuchtung erhöhten die festliche Stimmung. Chorrekter Josef Thamm hob mit einem ausgewählten Gemischten Chor, von Klarinette und Horn begleitet, zwei von ihm eigens für diese Feier vertonte Eichendorfflieder aus der Taufe.

„Man muß ein Narr sein“, man darf nicht danach fragen, ob dieser oder jener Besserwisser etwas auszusetzen findet, man muß sich selbst an der Flamme der Liebe entzünden, man muß einfach berauscht sein: dann wird etwas daraus! Und ist nur einer dabei der ein herzliches Wort der Anerkennung findet, dann „ist alles, alles wieder gut.“

Nun wolltest Du noch wissen, was im Museum selbst in diesem Jahre geschaffen wurde. Stehen bleiben dürfen wir nicht, ohne diesen faustischen Drang kommen wir nicht voran. Zunächst kann ich Dir die Verwirklichung eines langjährigen Wunsches melden: an der Außenseite des Eichendorffhauses prangen jetzt die Buchstaben: DEUTSCHES EICHENDORFF-MUSEUM. Nach einem Entwurf von Stadtarchitekt Jahn, Neisse, der unser Museum ständig künstlerisch betreut, sind im Stile der fridericianischen Häuser der „Friedrichstadt“ große Antiqua-Eisenbuchstaben aus dem Wandputz herausstehend angebracht. – Die Einrichtung des Historischen Arbeitszimmers im Dachgeschoß ist in diesen Tagen vollendet worden. Du erinnerst dich an das kleine Dachstübchen mit den Schrägwänden, das damals noch leer stand. Das nette Zimmer ist mit einer Einrichtung aus der Zeit Eichendorffs ausgestattet worden; sogar die Glasservante fehlt nicht, in der Du allerlei Sehenswertes aus Eichendorffs Neisser Zeit finden wirst.

Als Drittes habe ich Dir noch eine Neuigkeit aus unserem Forscherzimmer zu berichten. Du wirst Dich erinnern, daß damit das an das Historische Arbeitszimmer sich anschließende große, ebenfalls zu der Wohnung des Dichters gehörige Zimmer gemeint ist. Es birgt vor allem die „Karl von Eichendorff-Bücherei“ und die nach ihm gesammelte Eichendorffliteratur.

In ihm haben wir durch die Hilfe der Stadt Neisse – ohne sie müßten wir manchen schönen Gedanken verkümmern lassen – die Hohnsteiner Puppen zu Eichendorffs Puppenspiel „*Das Incognito*“ in einer kleinen Schaubühne mit besonderer Beleuchtungsanlage untergebracht.

Nun wirst Du Deine Meinung über unsere Kriegsarbeit gründlich berichtigen. Wir arbeiten hier, wenn auch unter erschwerten Umständen, unbekümmert weiter an dem Werk. Ort und Zeit

der Arbeit sind meist sehr, sehr ungewohnt. „Ich saß am Schreibtisch bleich und krumm,“ zitiere ich manchmal. Freilich, man stöhnt unter der Last, ein derber Soldatenfluch stolpert über die Lippen, – und dann schreibt irgend ein lieber Eichendorff-Freund sooo lieb von Eichendorff, und da schreibt man sich mit der Antwort den ganzen Ärger von der Seele.

So, alter Junge, grüße Dich mitten aus der Arbeit heraus. Ich freue mich heute schon, Dich bald wieder einmal durch unser Museum führen zu können und bleibe immer

Dein getreuer Karl Willi Moser.

## Zur Weihe der Eichendorff-Gedenkstätte in Lubowitz

In den Orten, die mit dem Leben Eichendorffs eine Rolle spielen, ist im Laufe der Zeit mancherlei geschehen, um das Andenken an den großen Schlesier und einen der deutschesten Dichter überhaupt lebendig zu erhalten. Insbesondere hat die deutsche Eichendorffstiftung seit ihrem Bestehen sich auch nach dieser Richtung hin bemüht. Ihr größter Erfolg ist die Einrichtung des deutschen Eichendorff-Museums in Neisse.

Schmerzlich empfunden wurde es schon immer von allen Freunden Eichendorffs und seines guten Werkes, daß jedoch in Lubowitz, dem Geburtsort des Dichters, es bisher nicht möglich war, das Andenken an Eichendorff in einer würdigen Form zu pflegen. An Bemühungen hat es wahrhaftig nicht gefehlt. Es sei nur an das Wirken des Taubstummenoberlehrers Georg Hyckel in Ratibor erinnert, der auch heute noch auf Grund einer guten Sachkenntnis und eines außergewöhnlichen Einfühlungsvermögens in die Eichendorffsche Stimmung und Dichtung der beste Führer zu den Lubowitzer Eichendorffstätten ist, im Laufe der letzten Jahrzehnte vielen Besuchern von Lubowitz das Schloß und den Park, diese ganze Eichendorfflandschaft nahe brachte und in feinführender Weise zeigte, wie diese Landschaft durch Eichendorff ein Stück unveräußerliche deutsche Dichterlandschaft geworden ist.

Einen Anfangserfolg erreichte die Deutsche Eichendorff-Stiftung, indem wir im Jahre 1936 auf dem alten Lubowitzer Friedhof, also dort, wo einst die Lubowitzer Holzkirche stand, einen Eichendorff-Gedenkstein weihen konnten, den der Ratiborer Bildhauer Julius Hoffmann geschaffen hat.

Dank des tatkräftigen Eingreifens des Ratiborer Landrats Dr. Hütteroth konnte nunmehr am 26. November 1940, dem 83. Todestage des Dichters, der Festsaal im Lubowitzer Schlosse, also jener Raum, der in den Glanzzeiten während der Jugendjahre des Dichters so viel Freude, Jubel und Geselligkeit gesehen hat, als Eichendorff-Gedenkstätte der Öffentlichkeit übergeben werden. Die Deutsche Eichendorff-Stiftung (vertreten durch Studienrat Willibald Köhler) im Bunde mit dem Staatshochbauamt Ratibor (Regierungsbaurat Hallermann) halfen Landrat Hütteroth bei diesem edlen Werk. Der Schloßsaal ist nicht mehr Geräteschuppen und Schüttboden, sondern prunkt heut mit seinen hohen Fenstern, dem prächtigen Kachelofen und der im Geist der Eichendorffzeit stilschön gestalteten Decke. Regierungsbaurat Hallermann, Ratibor, schuf im Bunde mit feinsinnigen Künstlern einen Raum, der Zeugnis von der Kultur jener Tage ablegt, da preußischer

Geist in Verbindung mit oberdeutscher Sinnenfreude das Schloß beherrschte. Der Neisser Bildnisrestaurator Lucas Mrzyglod schuf die Kopien der Elternbildnisse und auch die Nachbildung des Jugendbildnisses aus dem Neisser Eichendorffhaus. In Vitrinen schauen wir so manche persönliche Erinnerung an den Dichter und seine Zeit. Der im Kuhländchen beheimatete Wiener Bildhauer Leopold Hohl ist mit einer Eichendorffbüste vertreten. Am Schloßeingang wurde eine Gedenktafel aus schlichtem Eisenguß, den die Preußag Gleiwitz goß, angebracht. Sie trägt die Inschrift: „Geburtshaus des Dichters Joseph Freiherr von Eichendorff, geb. 10.3.1788 Lubowitz, gest. 26.11.1857 Neisse. Eichendorff-Gedenkstätte ausgebaut 1939–40“. Zwei Hakenkreuze zu beiden Seiten des Datums des Ausbaues sollen späteren Geschlechtern sagen, daß in Großdeutschlands gewaltigem Werden trotz des Krieges dankbare Enkel einen großen Sohn der Heimat nicht vergaßen. Zur Weihe hatten sich sehr viele Ehrengäste im festlich schönen Saal eingefunden. Milder Kerzenschimmer erhellte den Raum, als mit der Darbietung des Streichquartetts B-Dur von Dittersdorff, gespielt vom Quartett des Städtischen Orchesters von Ratibor, eine weihevollere Einleitung geboten wurde. Dann sangen Schulkinder Eichendorfflieder, u. a. das von Gerhard Strecke, Beuthen, schlicht vertonte Danziger Weihnachtslied Eichendorffs: „*Markt und Straßen stehn verlassen.*“

In seiner Begrüßungsansprache würdigte Landrat Dr. Hütteroth die Bedeutung, die Lubowitz im gesamtdeutschen Raum hat und nannte die Schönheiten dieser Landschaft, an die Eichendorff auch aus der fernsten Ferne sich immer wieder wie eines verlorenen Paradieses erinnerte. Bei dem Dank an die Behörden und die am Werk Beteiligten unterstrich Landrat Hütteroth die vorbildliche Zusammenarbeit. Dem als Ehrengast anwesenden Herzog von Ratibor dankte er für die Überlassung des Weiheraumes und für seinen Entschluß, sobald als möglich auch eine völlige Erneuerung des Schloßäußeren durchzuführen.

Museumsdirektor Dr. Pfützenreiter in Beuthen übermittelte die Grüße des Landeshauptmanns Adams und würdigte Lubowitz in der Reihe der bisher geschaffenen Eichendorff-Gedenkstätten, sowie die Deutsche Eichendorff-Stiftung und ihren zielsicheren Einsatz für die Geltung des Eichendorffschen Werkes.

Eine Huldigung für das unsterbliche Werk Eichendorffs wurde die Ansprache des Ministerpräsidenten a. D. Regierungsdirektor Professor Dr. Werner. Werner erinnerte daran, daß Eichendorff nicht der verspielte und verträumte Romantiker gewesen sei, zu dem ihn vielfach eine oberflächliche und unsachliche Kunstkritik manchmal stempeln wollte. Wir sehen vielmehr in Eichendorff ein Vorbild deutscher kämpferischer Entschlossenheit. Diese Gesinnung zeigte Eichendorff nicht nur als Freiwilliger im Lützowschen Korps, sondern in seiner gesamten Lebenshaltung. Er war der Mann, der das Wort von den mutigen Fechtern prägte. Er war darüber hinaus in des Wortes bestem Sinne ein politischer Dichter, der die Sehnsucht seiner Zeit in wundersamer Poesie zum Ausdruck bringen konnte. Es ist symbolhaft für Eichendorff, wenn er in seinem „*Taugenichts*“ ruft „*Vivat Österreich!*“ und wenn in demselben Buch aus übervollem vaterländischen Herzen der Ruf erklingt „*Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!*“ Eichendorff,

der deutsche Mann und Kämpfer, war auch ein hervorragender preußischer Beamter von altem Schrot und Korn, dem seine Überzeugung höher galt als sein Amt. Er war es, der in inniger Gottverbundenheit die Natur als ein Geschenk des Schöpfers pries. Er kämpfte und lebte unter dem Wahlspruch Gott, Heimat und Vaterland, und er verband alle diese Begriffe mit einer bewunderungswürdigen Treue. Diese Treue hat er seinem geliebten Lubowitz überall – auch in Wien, Paris, Heidelberg, Halle, Danzig, Königsberg und Berlin – bewahrt. So rundet sich uns das Bild des großen und unsterblichen Eichendorff und fordert uns auf, im Geiste Eichendorffs weiter zu leben und zu wirken.

Die Feierstunde klang mit den beiden letzten Sätzen des Dittersdorff-Quartetts aus.

Anschließend an die Feierstunde besichtigten die Gäste Schloß und Park Lubowitz und weilten an der Grabstätte der Eltern und Geschwister des Dichters. Der Eichendorffstein auf dem Friedhof und die Eichendorffbüste in der Gedenkstätte waren mit Lorbeerkränzen des Landrats und der Deutschen Eichendorff-Stiftung geschmückt. Im Park trugen die Schulkinder noch weitere volkstümlich Eichendorfflieder vor. Dann kehrten die Gäste nach Ratibor zurück, wo der Festtag mit der Aufführung von Heinrich Zerkaulens historischem Drama „*Der Reiter*“ im Oberschlesischen Grenzlandtheater in Ratibor einen würdigen Ausklang bildete.

Da ich aus zwingenden Gründen leider verhindert war, an der Weihe der Eichendorff-Gedenkstätte selber teilzunehmen, erstatte ich diesen Bericht im Anschluß an die Ausführungen, die Schriftleiter Kurt Mandel im *Oberschlesischen Kurier* in Königshütte (Ausgabe Nr. 328, dat. vom 27.11.40) schenkte.

Karl Schodrok.

Rudolf Freiherr von Eichendorff, der zweite Sohn des Dichters, geboren am 19.4.1819, starb in Fulneck am 18.1.1891 und wurde auf dem dortigen alten Friedhof am 1.4.1891 beerdigt. Dieser Friedhof wird am 1.4.1941 aufgelöst, sämtliche Denkmäler müssen bis dahin entfernt sein, auch die Marmortafel, die das Grab des Dichtersohnes schmückt. Chefchemiker i. R. Otto Gerlich, dem wir diese Mitteilung verdanken (Rudolf von Eichendorff starb im Hause seiner Eltern), hat die Verbindung mit den Angehörigen Rudolf von Eichendorffs aufgenommen, um die sterblichen Überreste an anderer Stelle beizusetzen.

Am Mittwoch, dem 23. Oktober 1940, wurde im Rahmen des ersten Kammerinfoniekonzertes der Schlesischen Philharmonie im Breslauer Schloß des Breslauer Komponisten Fritz Koschinsky „*Musik im Schloß*“ zum ersten Male aufgeführt. Der Komponist berichtete über die Entstehung des Werkes in den Br. N.N. wie folgt: Die „*Musik im Schloß*“ entstand im Jahre 1938, und zwar angeregt durch eine von mir im Auftrag des Rundfunks komponierte Musik zu Eichendorffs Lustspiel „*Die Freier*“. Der überaus reizvolle Stoff und nicht zuletzt die damals aus technischen Gründen verlangte kleinste Orchesterbesetzung, nur je eine Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott, zwei Hörner, Schlagzeug und Streicher, drängten mich dazu, das in größerem Rahmen auszuführen, was bei der Schauspielmusik natürlich nur angedeutet werden konnte. So entstand eine fünfteilige Suite mit den Sätzen: Vorspiel, Gavotte, Notturmo, Menuett und

Finale. Ich freue mich, dass die „*Musik im Schloß*“, von der bisher nur einige Aufführungen im Rundfunk stattfanden, nunmehr auch ihre konzertmäßige Erstaufführung erlebte. Das Stadttheater Neisse beabsichtigt am 10. März 1941, dem 153. Geburtstag Eichendorffs, den „*Ewigen Taugenichts*“ von Frank Thieß aufzuführen.

In „*Das Reich*“ Nr. 1 schreibt Arnold Ulitz: „Wir Schlesier haben auch auf geistigem Gebiete eine beachtliche Produktion und einen erfreulichen Absatz, und wir buchen es als geistige Ausfuhr, wenn z. B. im Institut für Theaterwissenschaft an der Universität Köln ‚*Die Freier*‘ unseres Eichendorff aufgeführt und als Faksimiledruck des Kölner Theatermuseums herausgegeben werden.“ – Ueber diese neue Ausgabe des Eichendorffschen Lustspiels äußert sich Rudolf Bach (dessen Dünndruck-Eichendorff soeben im Insel-Verlag zu Leipzig erscheint) in der Literarischen Beilage der „*Frankfurter Zeitung*“ vom 3. November 1940: „Die Uraufführung fand noch zu Lebzeiten des Dichters 1849 in Graudenz statt. Nach diesem einzigen zeitgenössischen Versuch erschien das Stück jedoch erst 60 Jahre später (1908) in der Aufführung durch einen literarischen Zirkel in Münster wieder auf den Brettern. Und erst in unseren Tagen, seit 1923, läßt sich von einer Bühnengeschichte der ‚*Freier*‘ sprechen; denn in gewissen Abständen sind sie nun seither immer wieder auf deutschen Theatern zu sehen. Anlässlich der jüngsten, erfolgreichen Wiedergabe durch das Theaterseminar der Universität Köln (unter Leitung von Professor Carl Niessen) ist ein Faksimiledruck der Erstausgabe (nach dem Exemplar der Sammlung Niessen) herausgekommen. Freunde der Eichendorffmuse und Liebhaber des romantischen Theaters werden das hübsche blaue Bändchen gern zur Hand nehmen und sich bei der Lektüre des bezaubernden Werkes von seiner Atmosphäre doppelt stark gefangen fühlen. Der Umschlag ist mit zwei reizenden Vignetten von Moritz von Schwind geschmückt. Im Nachwort gibt Niessen einige neue Aufschlüsse über die Entstehungsgeschichte des Lustspiels, über die man bisher noch nicht lückenlos unterrichtet war.“

(Joseph von Eichendorff: „*Die Freier*“. Faksimile-Wiedergabe des Erstdrucks in einer einmaligen Auflage von 800 Stück. Druck des Theatermuseums in Köln. Verlag H. u. J. Lechte, Emsdetten in Westfalen, 2 RM.)

Oberst Mascus, wohnhaft zu Salzburg-Parsch, Kreuzbergpromenade 212, wendet sich, um in der Sippenforschung weiter zu kommen, über den Dichter Heinrich Zerkaulen an uns mit folgender Mitteilung: „Mein Ururgroßvater mütterlicherseits war der Förster Joseph Schöpp, in Diensten bei Eichendorffs in Lubowitz. Er war verheiratet mit Nanette d’Angers; in Urkunden heißt sie verschiedentlich Anna von Agnes. Ihr Sohn, also mein Urgroßvater, starb jung mit 32 Jahren als Assessor. Er hieß August Karl Joseph. Bei seiner Taufe war der Dichter Joseph von Eichendorff, wie aus den ‚*Lubowitzer Tagebuchblättern*‘ hervorgeht, Pate. Eine Schwester des August Schöpp, mit Namen Emilie, verheiratete sich 1825 mit dem Pächter von Ganiowitz, Wilhelm Adametz. Ein Nachkomme dieses A. ist Dr. Fritz Adametz in Graz, mit dem ich schon Verbindung aufgenommen habe.“  
Wir bitten Wissende um zweckentsprechende Mitteilung an Herrn Oberst Mascus.

## LUBOWITZ

Am 26.11.1940 wurde die Eichendorff-Gedenkstätte Lubowitz eröffnet. Zur Erinnerung an diesen Tag überreichte die Deutsche Eichendorffstiftung ihren Mitgliedern eine kleine Sammlung von Faksimiledrucken der schönsten mit Leben und Landschaft des Schlosses zusammenhängenden Handschriften, deren Urschriften sich im Besitz des Deutschen Eichendorffmuseums in Neisse befinden. In zeitlicher Aufeinanderfolge betrachtet, bringen sie in Erinnerung, was das Jugendparadies von Lubowitz Joseph von Eichendorff bedeutete und ergeben gleichzeitig ein bemerkenswertes Stück Eichendorffscher Familiengeschichte um eine Zeitenwende, da die „Stunde des Schlosses“ sich tragisch vollendete. Wir verdanken diese neue entzückende Eichendorffgabe Studienrat Willibald Köhler, dem Leiter des Deutschen Eichendorffmuseums in Neisse, der auch die stimmungstarke und sachkundige Einführung schrieb. Eingerichtet wurde die Faksimilegabe von Alfred Jahn, Neisse, gedruckt im Verlag der Buchdruckerei Letzel, Inh. Erich Schade, in Neisse, in einer Auflage von 1000 Stück. Die Mitglieder der Deutschen Eichendorff-Stiftung erhalten die Mappe zum Vorzugspreise von 2.– RM., restliche Stücke können zum Preise von 4.– RM käuflich erworben werden.

## EIN PUPPENSPIEL EICHENDORFFS

Erst 56jährig, nahm Joseph von Eichendorff freiwillig seinen Abschied aus dem Staatsdienst. Um diese Zeit entwarf er sein Puppenspiel „*Das Inkognito*“. Anfänglich war ein Lustspiel geplant. Vielleicht sollten die skizzierten Szenen auch einer kleinen Erzählung eingestreut werden. Die zweite Fassung von Eichendorffs Entwurf trägt den handschriftlichen Vermerk „*Das Inkognito oder die lange Nase, ein Puppenspiel*“.

In ihm hat sich der durch die damaligen Zustände gequälte Dichter innerlich Luft geschaffen und die kleinlichen Alltagsverstimmungen und Sorgen mit einem etwas schmerzlichen, aber überwindenden Lächeln als echter Poet überwunden.

Georg Zink, Stadtbibliothekar in Heidelberg, hat nun diesen Entwurf Eichendorffs für die Kleine Bühne ausgearbeitet und bereits vor zwei Jahren, anlässlich des 150. Geburtstages Eichendorffs, mit einer längeren Einführung der Deutschen Eichendorff-Stiftung, bzw. dem Verlag „*Der Oberschlesier*“, zur Verfügung gestellt.

Widrige Umstände verhinderten bisher, das bereits vom Verlag in Druck gegebene Manuskript zu veröffentlichen. Erst jetzt war es möglich, die Arbeit im Auftrage der Deutschen Eichendorff-Stiftung als selbständige kleine Broschüre vorzulegen, als Kriegsweihnachtsgabe 1940.

Das Puppenspiel ist durch das Deutsche Eichendorff-Museum in Neisse erhältlich (Preis 0.50 RM.)

Von der vorn abgebildeten Eichendorffbüste Walter Timms sind Abgüsse in getöntem Gips oder Zement zum Preise von 60.–, bzw. 70.– RM. erhältlich. Bestellungen sind zu richten an: Deutsche Eichendorffstiftung, Neisse.